26/1988 PREIS 0,80 M

DDR ISSN 0427-5217

FREIE Welt

Planet im Dialog

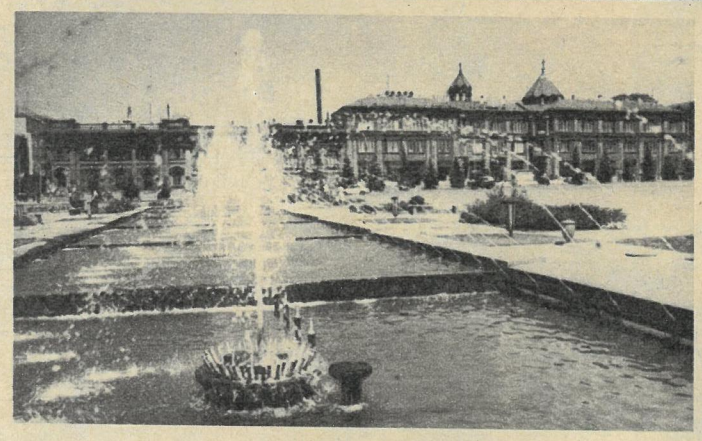
Prominente Politiker zum Jahr '88

Wogegen - Wofür?

Junge Leute im alten Nowgorod

Eis & Reis

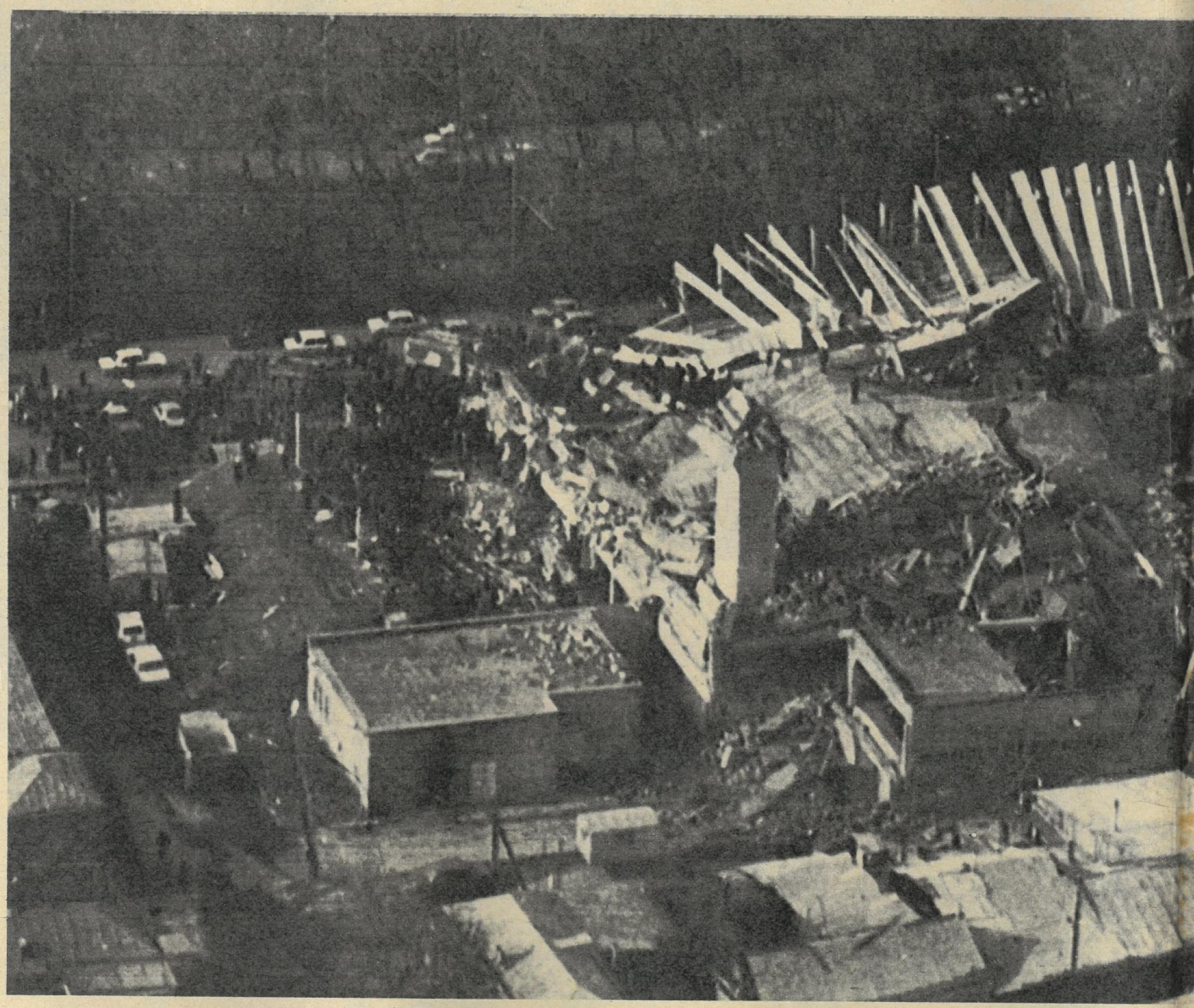
Uwe Kant und Detlev Steinberg unter Chinas Kindern



Naturkatastrophe in Armenien:

Kein fremdes Leid...

Als FREIE WELT-Reporter in Leninakan: „Ein dumpfes Grollen kommt aus der Tiefe. Der Boden dröhnt, als stampfe eine Riesenherde darüber. Die Erde bebt!“ Erlebt und beschrieben vor elf Jahren (FW 40/77). Journalistischer Auftrag war ein Besuch im Leninakaner Institut für Geophysik und Seismologie, dem Zentrum der sowjetischen Erdbebenforschung im Kaukasus. Was wir beobachteten, ist allerdings ein künstliches Erdbeben gewesen – beschränkt auf eine Versuchshalle des Instituts, wo stark verkleinerte Modelle neuer Gebäudetypen auf ihre Standfestigkeit getestet wurden. Damals der Modellversuch und heute nun grauenhafte Wirklichkeit: Eine Stadt, deren Zentrum samt gerade erst errichtetem neuen Kaufhaus ein einziger Trümmerhaufen ist (Foto rechts)! Wo wir damals den zentralen Platz von Leninakan aufnahmen (Foto oben), stapeln sich jetzt frisch gezimmerte Särge. An den Straßenrändern Menschen, die von Schmerz versteinert dahokken. Die Nordregion der von den Armeniern schon immer „Karastan, Land der Steine“ genannten Bergrepublik – eine einzige Steinwüste. Am ergreifendsten aber wohl die Berichte von den sprechenden Steinhalden, aus denen die Hilferufe der Verschütteten kamen... In der Sowjetunion sind etwa 20 Prozent des Territoriums seismisch aktiv, anderthalb Prozent zählen zu der Zone, wo – wie in Armenien – stärkere Beben zu erwarten sind. „Doch die Menschen hier wollen nicht weg, man kann sie nicht einfach aussiedeln“, sagte uns damals Professor Nasarow, Gründer des Leninakaner Instituts. Für sie wurden von den Wissenschaftlern Bauten entwickelt, in

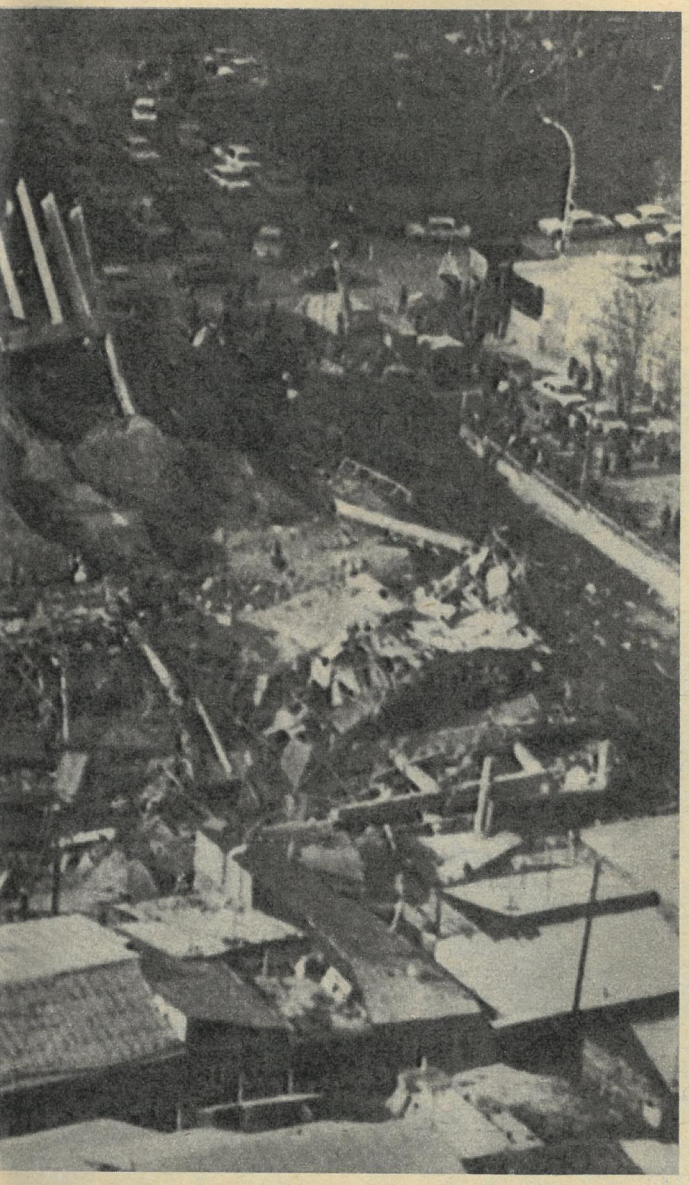


Titelbild:
Detlev Steinberg

Redaktionsschluß für dieses Heft: **12. 12. 1988**

denen sie sicher wohnen, arbeiten und Erdbeben bis zur Stärke 9 überleben können sollten. Doch daß ein theoretisch zwar mögliches Beben der Stärke von über 10 auf der überhaupt nur 12teiligen Mercalli-Skala jemals eintreten würde, hatte sich keiner vorstellen können!
Die erste offizielle Zwischenbilanz nach fünf Tagen angestrengter Rettungsarbeiten: über 700 000 betroffene Menschen, darunter viele Tausende Tote, Zehntausende Verletzte und Hunderttausende Obdachlose. Eines der folgenschwersten Erdbeben der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts und eine nationale Katastrophe für das Volk, dessen Republik die kleinste in der Sowjetunion ist! Und das armenische Volk übersteht diese ungeheure Prüfung nur, weil sofort und aus allen Teilen des Sowjetlandes und vielen Ländern der Erde Hilfe geleistet wurde. Aus den Donezker Kohlegruben kamen die Spezialisten des Bergrettungsdienstes, die benachbarte Georgische SSR schickte alle mobilen Autokräne, die überhaupt in der Republik verfügbar sind, in Moskau wurden pro Tag 600 Liter Blut aufgebracht (statt normalerweise 100). In Nagorny Karabach nahmen alle Betriebe seit Monaten zum ersten Mal wieder die Arbeit auf und überwiesen die am Wochenende erarbeiteten Mittel nach Armenien; der aserbaidshanische Gesundheitsminister stellte alle nur verfügbaren Kapazitäten seiner Republik an Krankenhausbetten zur Verfügung ... Auch aus dem Ausland traf in den ersten Tagen Hilfe ein: beispielsweise eine Sondermaschine der Interflug mit 11 Tonnen Medikamenten und Milchpulver an Bord (Foto links).
Schon in den nächsten zwei Jahren sollen die zerstörten Städte und Ortschaften wieder aufgebaut sein – allein 5 Millionen Quadratmeter Wohnraum sind das. Armenien nach dem Erdbeben: Narben werden bleiben – doch da sind die Spuren menschlicher Solidarität, für die es kein fremdes Leid gibt.

Dietrich Pätzold



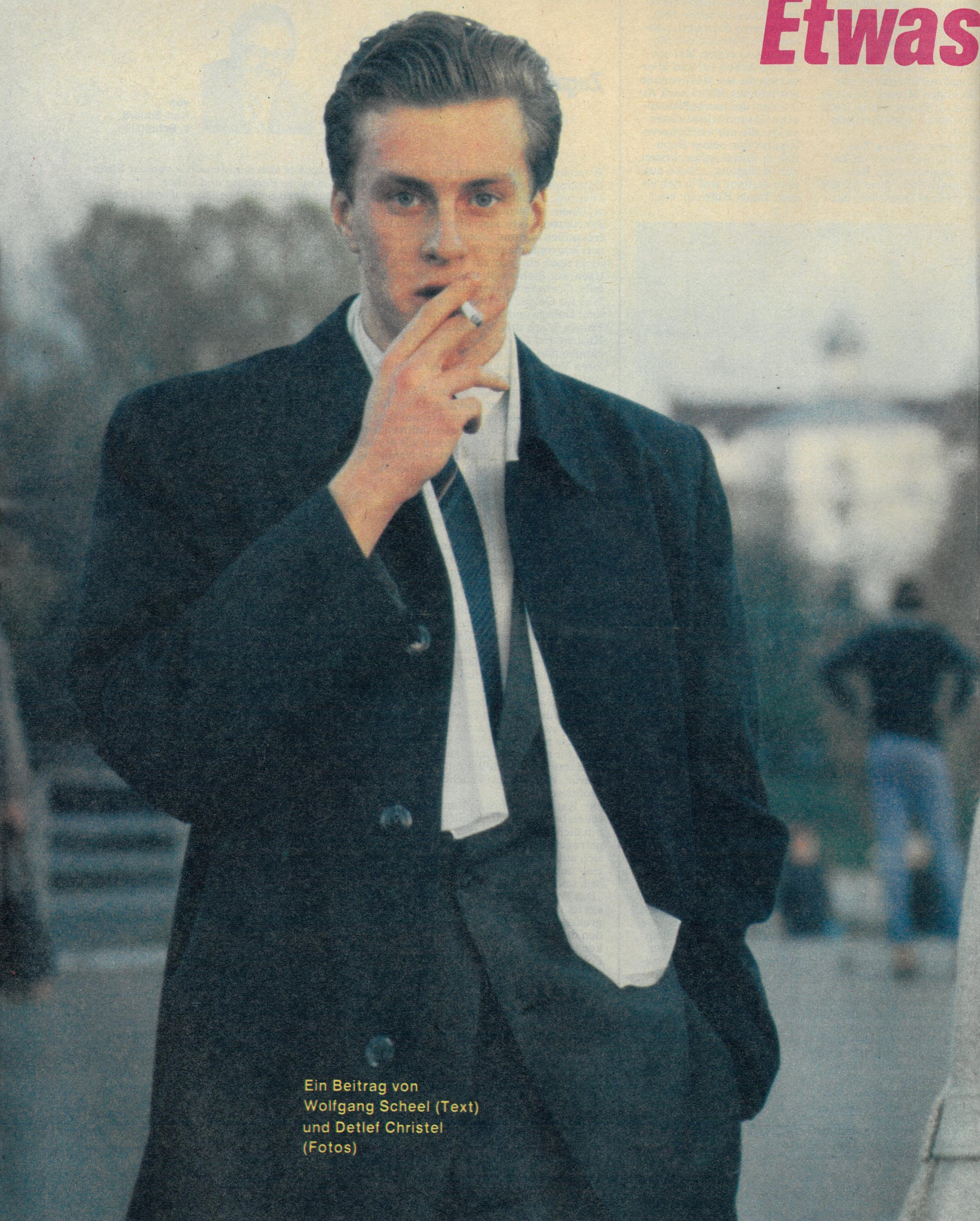
Fotos: TASS (2), W. Pätzold, ZB/Mittelstädt

Zugzwang

von
Karl-Eduard
v. Schnitzler

Wenn in der Welt umfassende ideologische Entrümpelung betrieben werden würde – Falsches, Schiefes, Krauses aus dem Bewußtsein entfernt –, dann läge das nächste Jahrtausend sehr klar, übersichtlich und freundlich vor uns: atomwaffenfrei, frei von konventionellen Waffen; sofern wir nicht noch ein paar zur Verteidigung benötigen: zur Sicherheit, ungeeignet jedenfalls, Grenzen zu überschreiten.
Was für Gelder könnten eingespart werden: Dollars und Rubel, Pfunde und Francs, Mark und D-Mark, Zloty, Forints, Kronen und Lira und was es noch für Währungen gibt. Und sie würden nicht zu sinnlosen Vermögen angehäuft, sie könnten sinnvoll angelegt werden.
Und wieder zum Kampf! Zum Kampf gegen den Welthunger und gegen Seuchen, gegen Analphabetismus und Slums und was es noch alles im nächsten Jahrtausend zu bewältigen gibt. Das können wir nur zusammen schaffen. Und so ist die friedliche Koexistenz eine globale, umfassende Aufgabe: Sie hält nicht nur den Frieden zusammen, sondern setzt auch die Mittel frei, damit dieser Weltfrieden dem Weltbedürfnis nach Glück und Geborgenheit gerecht wird.
Ein schöner Traum nur? Kaum geträumt und schon im Abseits, weil es Leute gibt, die an der Rüstung verdienen und deshalb der Kriegsdrohung nicht abschwören? Kommunisten wollen es: Für sie sind Mensch, Leben, Gesundheit, Essen, Trinken, Wohnen keine Ware, kein Markt, auf dem zu profitieren ist. Und sozialistische Macht ist Friedensmacht.
Kapitalisten sind lernfähig: Mal sind's leichte Schläge aufs Hinterhaupt, die die Intelligenz fördern. Mal ist es die tödliche Perspektive des Nuklearkriegs, die der Einsicht den Weg ins Bewußtsein bahnt: ein solcher Krieg ist nicht mehr gewinnbar, also nicht mehr führbar; wozu deshalb Geld für sinnlose Rüstung ausgeben? Wer wird uns dann noch Waffen abnehmen? Warum nicht anderes suchen, woran sich profitieren läßt?
Der Kampf, welches System für den Menschen besser ist, menschlicher, kann ohnehin nicht mehr auf dem Schlachtfeld ausgetragen werden: wer–wen? entscheidet sich auf dem Feld der Ökonomie, der Sozial- und Kulturpolitik, der Abrüstungspolitik und der Diplomatie.
„Das Fortschreiten des Abrüstungsprozesses im nuklearen Bereich und sein Übergreifen auf das konventionelle Gebiet werden die Positionen aller derjenigen stärken", sagte Erich Honecker im Bericht des Politbüros auf der 7. Tagung des ZK der SED, „die in der Beseitigung der atomaren Gefahr und ihrer konventionellen Komponente die grundlegende Voraussetzung für die weitere Existenz der Menschheit sehen."
Für einen, der überleben und das nächste Jahrtausend erleben will, ist allein die Abrüstung lebens- und erstrebenswert.
Von den paar Unbelehrbaren abgesehen, die ihre Komplexe industriell und militärisch abreagieren wollen, gibt es niemanden, dem Abrüstung schaden, niemanden, dem Rüstung Nutzen bringen würde.
So einleuchtend ist das. Und wie schwer macht es sich der Mensch – von der Streitaxt bis zu Pershing und Lance.
Auf einen Schlag will darauf wohl keiner verzichten, und das wäre auch irreal: Wer stünde schon nackt und bloß da – in einer Welt voller Schwerter. Pflugschare sind erst angesagt, „wenn das Reich Gottes gekommen ist"; will heißen, wenn der Frieden greifbar nahe ist.
Vertrauen ist also nötig, Berechenbarkeit, schrittweises Vorgehen. Die Sowjetunion hat so viel Vorleistungen erbracht, die Deutsche Demokratische Republik so viel glaubwürdigen, vertrauenschaffenden Dialog, andere sozialistische Staaten so viel andere Beiträge, daß der Westen im Zugzwang ist. Angesichts des „breit gefächerten Friedensprogramms der Staaten des Warschauer Vertrages" und dem „initiativreichen Wirken der sowjetischen Partei- und Staatsführung" (Erich Honecker) und gemessen am bisherigen Abrüstungsgeschehen, wäre die andere Seite am Zuge – auch wenn es dort ebenfalls schon einige Raketen weniger als zu Jahresbeginn gibt.
Und nun kommt noch Gorbatschows UNO-Hammer. Wieder einseitig, eine Vorleistung, ohne Genf: In zwei Jahren eine halbe Million Soldaten weniger – mitsamt Fahrzeugen, schwerem Gerät, Flugzeugen und Panzern. Sechs Panzerdivisionen sollen nicht irgendwohin hinterm Ural verschwinden (im Fernen Osten wird ja sowjetisches Militär ebenfalls auf ausreichende Verteidigungskraft reduziert): Sie sollen aufgelöst, Rüstungsfabriken in zivile Werke verwandelt, Soldaten als Produktionsarbeiter tätig werden.
Nur – wann zieht der Westen nach? Wann wird seine erste, zwangsläufige Zustimmung durch törichte Einwände eingeschränkt werden? Eben hörten wir noch aus unmaßgeblichem Munde, unsere Republik zum Beispiel wolle sich „von der Sowjetunion abkoppeln ..."
Im Artikel 6 unserer Verfassung heißt es im zweiten Absatz, die Deutsche Demokratische Republik sei für immer und unwiderruflich mit der Sowjetunion verbunden. Das ist der in ehernen Verfassungstext gegossene Thälmann-Satz: „Die entscheidende Frage für die internationale Arbeiterklasse ist die Stellung zur Proletarischen Diktatur in der Sowjetunion; hier scheiden sich die Geister und müssen sich scheiden; die Stellung zur Sowjetunion entscheidet auch über die Frage, zu welchem Lager man in der Frage der deutschen Politik gehört – zum Lager der Revolution oder zum Lager der Konterrevolution?"
Die Erfahrungen der Geschichte lehren: Von deutschem Boden darf kein Krieg ausgehen! Angesichts der gebündelten Friedensvorschläge steht für Deutsche, gleich welcher Staatsangehörigkeit, das Gebot: Von deutschem Boden darf nur Frieden ausgehen! Es gäbe keinen nuklearen Krieg „um die deutschen Staaten herum"! Also stellt uns Gorbatschows neuer Vorschlag mehr denn je vor Kants kategorischen Imperativ: „Und handeln sollst Du so, als hinge von Dir und Deinem Tun allein das Schicksal ab der deutschen Dinge. Und die Verantwortung wär' Dein!"

Etwas



Ein Beitrag von
Wolfgang Scheel (Text)
und Detlef Christel
(Fotos)

unternehmen-aber was?

Sie blicken offen und kritisch, nachdenklich und selbstbewußt, skeptisch oder auch gelangweilt: junge Leute in einer alten Stadt. Nowgorod – ein geschichtsträchtiger Name, im Jahre 859 erstmals in russischen Chroniken verzeichnet. Die alten Nowgoroder machten bald von sich reden, als kühne Seefahrer, geschickte Handwerker, kluge Händler… Und die Jungen von heute? Wie richten sie ihr Leben in der „Neustadt“ ein? Mit welchen Ideen und Fähigkeiten melden sie sich anno 1988 zu Wort? Wer steht ihnen dabei zur Seite und was im Wege? FREIE WELT besuchte die Gebietsmetropole am Wolchow-Fluß, um bei den Jungen und den etwas Älteren zu diesem Thema Auskünfte einzuholen.

Etwas unternehmen — aber was?

Der erste Eindruck: Das schönste Stückchen Nowgorod ist das erhalten gebliebene Altenteil. Auf der linken Flußseite der Kreml, das Herzstück, mit seiner hohen wehrturmbestückten Ziegelmauer und den majestätisch darüber hinausragenden Turmspitzen der Sophien-Kathedrale, ältester Nachweis steinerner Baukunst (1050) in der RSFSR. Am jenseitigen Flußufer der historische Jaroslawhof mit seinen schneeweißen Bogengängen und dem Torturm des einstigen Kaufhofes, dazu eine Reihe bedeutender Kirchbauten des Mittelalters. Einen Moment scheint es so, als würde dort unten am Ufer der legendäre Sänger Sadko immer noch in die Saiten seiner Gusli greifen, und auf dem Fluß sich die schwerbeladenen Segelschiffe der Hanse wiegen...

Genauso beeindruckend aber ist zu erleben, daß die Nowgoroder sich vor diesem Erbe nicht stumm verbeugen, sondern es wie selbstverständlich in ihren Tageslauf einbeziehen. Der Kreml kennt keine Besuchszeiten, seine Tore stehen immer offen. Vor allem junge Leute zieht es her (jedenfalls fällt es uns ins Auge!): Liebespaare, Schulklassen, Muttis mit Nachwuchs im Kinderwagen oder an der Hand, junge Künstler vor ihrer Staffelei, Musikschüler, die noch nach dem richtigen Ton suchen, oder einfach Bummler. Der Weg rund um die Kreml-Mauer ist längst zur beliebten Piste der Lauf-dich-gesund-Bewegung avanciert. Und mitten durch den Kreml führt für Tausende Nowgoroder täglich der Weg zur Arbeit oder zum Einkauf: Von der Sophienseite der Stadt hinüber zur Handelsseite oder umgekehrt – die neue geschwungene Fußgängerbrücke über den breiten bedächtig gen Ladogasee fließenden Wolchow macht's möglich. So lassen auch wir uns mit dem Menschenstrom über den Strom treiben, zu unserer ersten Verabredung...

Altes und Neues harmonisch verbinden

Die Probleme der Stadt sind auch die Probleme der Jugend, meint der Vorsitzende des Exekutivkomitees, Bürgermeister Alexander Busin, und macht uns zuerst mit Nowgorod bekannt. Die Stadt zählt heute 240 000 Einwohner, soll laut jüngstem Generalplan bis zum Jahr 2010 die 300 000 kaum überschreiten. Schon dieses Wachstum fordert die Stadtväter nicht wenig. Entscheidende Fragen. Erstens: Wie soll sich die Industrie weiterentwickeln, ohne der Stadt größeren ökologischen Schaden zuzufügen? Der größte Nowgoroder Betrieb, das Mineraldüngerwerk Asot, mußte kürzlich den Bau einer neuen Produktionsabteilung einstellen, die vorgesehene Technologie entsprach nicht den Umweltschutzbestimmungen. Dafür entwickeln sich die rundfunktechnische und elektronische Industrie wie die Betriebe der Leicht- und Nahrungsmittelindustrie durch den Einsatz neuer Technologien, also intensiv. Zweitens: Wie kann der Regierungsbeschluß vom Sommer '88 über die Rekonstruktion der Geschichts- und Kulturdenkmäler der Stadt verwirklicht werden? Die Liste der zu restaurierenden Zeugnisse altrussischer Bauweise ist lang. Es gibt für vieles auch schon kluge architektonische Entwürfe, Altes und Neues harmonischer zusammenzufügen als noch vor Jahren, aber leider mangelt es an Bauspezialisten, an erfahrenen Restauratoren. Polnische und bulgarische Firmen sollen jetzt dafür gewonnen werden. „Einst setzten wir vorrangig auf die Industrie, jetzt sollen wir ein Touristenmagnet werden und unsere Geschichte sprechen lassen." Drittens: Der Wohnungsbau bleibt nach wie vor Schwerpunkt, manche Familien warten noch bis zu 15 Jahre auf ihr eigenes Heim. Trotz der enormen Leistung der Bauleute; sie mußten praktisch eine völlig neue Stadt errichten. In Nowgorod, während des Krieges fast 900 Tage von den Faschisten okkupiert und hart umkämpft, standen am Tag der Befreiung im Januar 1944 von 2346 Wohnhäusern noch ganze 40. Die Menschen hausten in Erdhütten und Kellern, und viele Kunstdenkmäler der Stadt waren unwiederbringlich verloren oder stark beschädigt.

Für das heute benötigte Entwicklungstempo reicht die vorhandene Baukapazität nicht mehr aus: weder von den bewilligten Mitteln, noch von der Baumaterialienproduktion und der Menge qualifizierter Fachkräfte.

Welche Rolle spielt bei all dem nun die Jugend? Der Bürgermeister, sechs Monate im Amt, langgedienter Parteifunktionär, versteht nicht gleich den Sinn unserer Frage: „Die Jugend ist überall dabei. Sie wird schon von kleinauf vom Staat, von der Schule, später vom Betrieb umsorgt. Die Plätze im Kindergarten sind seit diesem Jahr ausreichend, für die Krippe wird es 1990 soweit sein, wichtig für die jungen Familien..." Schön und gut, aber wie wird die Jugend herausgefordert, sich zu bewähren? „Viele Junge nehmen die Perestroika schon ernst, werden aktiver, machen Verbesserungsvorschläge zur Arbeitsorganisation, entwickeln Wettbewerbseifer, treten konsequenter für ihre sozialen Rechte ein. Manche Jugendliche schießen dabei übers Ziel hinaus, verlangen, daß der, welcher ein kleines Jugendkollektiv leiten kann, sofort als Betriebsleiter fungieren sollte. Manch Älteren dagegen gefällt die jugendliche Aktivität nicht, weil sie ihre eigene Bequemlichkeit stört. Wir müssen überall solche Bedingungen schaffen, die den Elan der Jugend fördern und nicht ersticken. Ehrlichkeit und demokratisches Miteinander sind gefordert, von jedem."

Nicht die Anwesenheit bezahlen

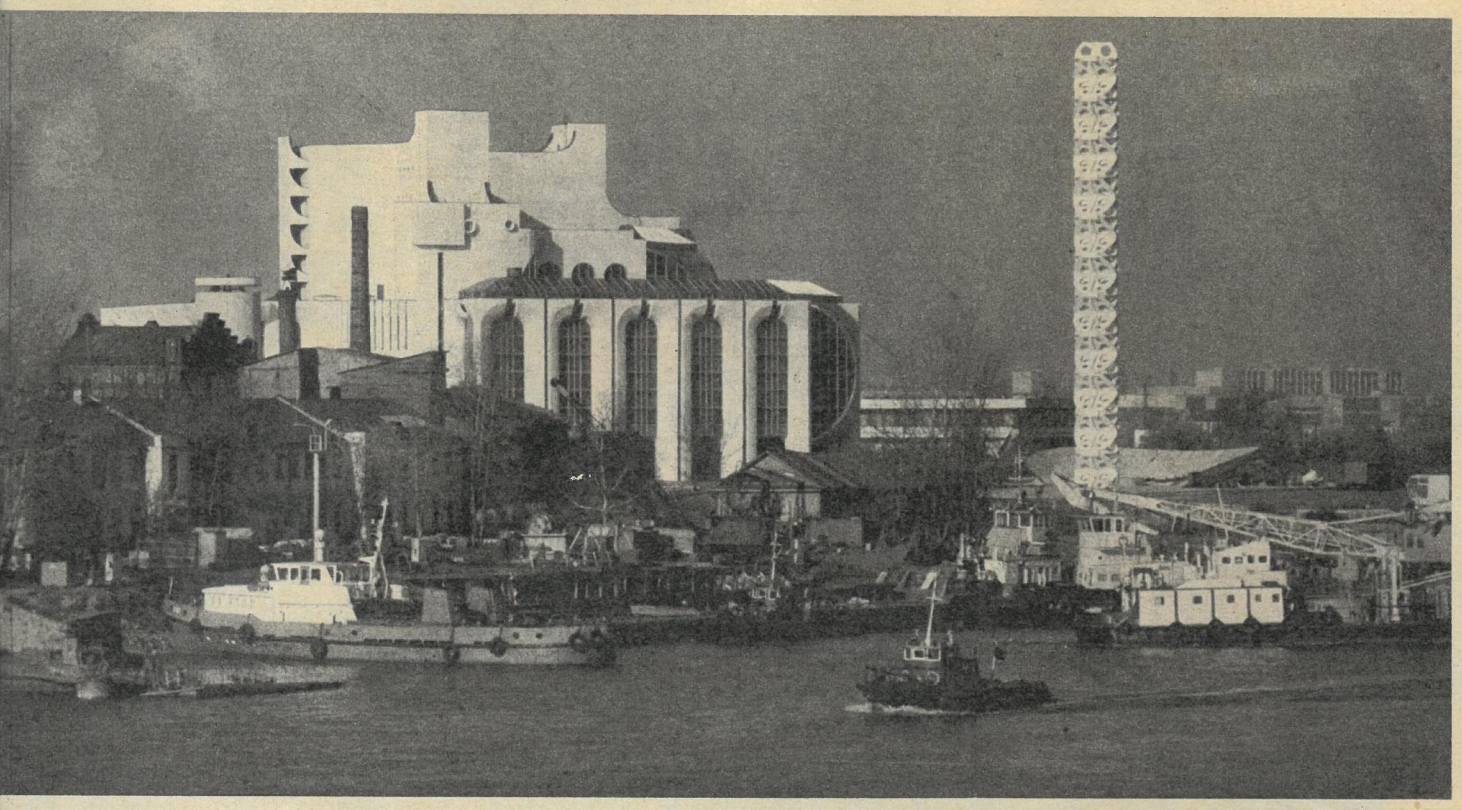
Wir besuchen das Zentrale Technologie-Konstruktionsbüro, quasi der Leitbetrieb der Produktionsvereinigung „Komplex", die acht Betriebe umfaßt. Bekannt für ihre Transformatorenproduktion (20 Mill. Stück im Jahr), Hochleistungsmaschinen zur Magnetdrahtherstellung, elektronische Leiterplatten... Seit kurzem werden auch Videokameras gefertigt. Ein Gebiet, das doch die Jugend anziehen muß. Stimmt, überall – vor den Rechnern, über Konstruktionszeichnungen, an Prüfgeräten – sehen wir junge Gesichter. Hauptingenieur Wassiljew bestätigt: Selbst in der Konstruktion ist das Durchschnittsalter nicht höher als 38. „Die Jüngeren sind beweglich, können schnell Neues wahrnehmen, darauf bauen wir." Deshalb haben wir auch eine Partnerschaft mit dem Polytechnischen Institut Nowgorod, zahlen für eine Reihe von Studenten Leistungsstipendien, bilden an einer eigenen Fachschule technische Kader für unsere Betriebe aus. Vor allem für die Metallbearbeitung gibt es noch zu wenig Qualifizierte.

Wo aber finden wir nun ein junges Kollektiv, das die Verantwortung für eine festumrissene Aufgabe trägt? Das Komsomolbüro fordert das neuerdings auch. Aber es gibt weiter Vorbehalte. Der Hauptingenieur: „Ich bin vielleicht selbst etwas konservativ, doch wenn Absolventen in den Betrieb kommen, brauchen sie drei, vier Jahre, um sich zurechtzufinden, ihre praktischen Kenntnisse reichen oft nicht aus. Deshalb stellen wir sie vorerst an die Seite von Erfahrenen." Doch sie wissen auch um Lenins Rat: der Jugend unbedingt zu vertrauen, sie nicht bevormunden, sondern ihr selbständige Arbeiten übertragen, selbst wenn sie dabei mitunter Fehler macht. Schöpfertum kann sich nur so entwickeln! Und die Jungen drängen immer stärker dahin. Nikolai Sergin, 27jähriger Konstrukteur, ist ein Beweis dafür. Er projektiert verschiedene Teile für eine neue Maschinenreihe zum Metallschneiden, wichtig für den eigenen Ratiomittelbau. Leider die meiste Zeit über am Zeichenbrett. Er kann zwar mit der Rechentechnik umgehen, hat sie studiert, aber es wird noch zwei Jahre dauern, bis genügend Computer vorhanden sind, die auch seine Ideen schneller zu Papier bringen. Die Atmosphäre im Betrieb findet er in Ordnung, auch das Verhältnis zwischen jung und alt. Nur die Abgrenzung der Verantwortung zwischen ihnen wünscht er sich eindeutiger. Seit einem Jahr nun treffen sich die jungen Spezialisten regelmäßig zum Gedankenaustausch über technische Probleme, über ihren persönlichen Wirkungsgrad. Ihr jüngster Vorschlag: Ein Entwicklungsingenieur sollte nicht mehr für seine Anwesenheit, sondern für die tatsächlich erbrachte Leistung bezahlt werden, für seine Ideen und deren schnelle Umsetzung. Sie würden das gern als erste praktizieren – an einem Jugendobjekt. Das in Vorbereitung befindliche Jugendgesetz wird solche Aktivitäten bestimmt grundsätzlich regeln.

Jugendwohnkomplex Nr. 2

Vor uns ein in Plattenbauweise errichtetes langgestrecktes Wohnhaus, sechsgeschossig, ohne äußerliche Besonderheiten. Nur etwas fällt auf: Während noch

Fortsetzung Seite 8



Neue Stadtsicht: das Schauspielhaus mit 850 Plätzen. Sehr repräsentativ – aber noch fühlt sich der jugendliche Zuschauer nicht genug angezogen, noch fehlen Veranstaltungen für junge Familien.

Typische Szene: Lauf-dich-gesund – immer an der Kreml-Mauer entlang, vorbei am Glockenturm.

die letzten zwei Aufgänge montiert werden, wird daneben bereits die Straße betoniert und der Untergrund für die Grünanlagen vorbereitet. Natürlich von jungen Leuten. Doch längst nicht alle sind vom Fach. Neben den Experten vom Baukombinat, die die entscheidenden Montagearbeiten ausführen, arbeiten hier Vertreter der verschiedensten Professionen, aus 14 Betrieben der Stadt, die auch den Bau finanzieren und die Arbeitskräfte für anderthalb bis zwei Jahre freistellen. Bis der Wohnkomplex fertig ist und jeder der Bauleute auf Zeit seine Wohnung erhält. In 200 Städten der Sowjetunion versucht die Jugend bereits auf diese Weise, dem Wohnungsproblem, das besonders sie drückt, beizukommen. Der Leiter des Nowgoroder Baus: Nikolai Nasanow, 30 Jahre, Ingenieur für elektronische Leitungssysteme, kommt aus der Produktionsvereinigung „Komplex". Ebenfalls keiner vom Fach, obwohl er im Studentensommer mehrfach Bauerfahrungen sammeln konnte. Dies und sein Organisationstalent gaben wohl den Ausschlag, daß das Kollektiv ihn als Leiter wählte und das Komsomolkomitee der Stadt ihn bestätigte. Auch sein Motiv: endlich eine eigene Wohnung. Er zeigt sie uns stolz, rohbaufertig. Zwei Zimmer, Wohnküche, Bad und Balkon. Jeder, der hier mitbaut, weiß schon, wo er demnächst einziehen wird. „Das spornt zusätzlich an." 306 Wohnungen gehören zu dem Komplex, dazu vier Freizeitklubs, ein Zentrum für Video- und Kabelfernsehen, ein Ladentrakt, eine Kindereinrichtung, Spielplätze. Immerhin werden im neuen Haus 400 Kinder leben... „Da wir alle jung sind", sagt der 25jährige Funk-Ingenieur Iwanow, mit Malerutensilien unterwegs, „und uns jetzt richtig kennenlernen, wird es bestimmt auch später eine fruchtbare Kommunikation geben. Eben ein Haus der Jugend."

Die Stimmung auf dem Bauplatz scheint gut, jeder kennt seine Aufgabe, ob er beim Transport oder mit der Schaufel tätig ist. Doch bleiben einige Fragen: Die heute hier in der Jugendbrigade arbeiten, gehörten in ihrem Betrieb zu den Besten, fehlen jetzt dort. Doch ohne Wohnung würden sie dem Betrieb erst recht nicht treu bleiben. So schlossen die Betriebe mit jedem einen Vertrag. Und die eigenen vier Wände sind es dem jungen Familienvater (mitunter auch der Mutter) wert, vorübergehend eine ungewohnte Arbeit zu machen und dabei selbst einige Rubel einzubüßen. Aber was ist mit dem erlernten Beruf? Verliert man in zwei Jahren nicht zuviel, vor allem im wissenschaftlich-technischen Bereich? Alle, die wir sprechen, bedauern das, sind unzufrieden, sehen aber keine andere Lösung. Wer's verkraftet, liest nach der Schicht Fachliteratur... Und euer Bauen, wird das nicht zu teuer? Könnt ihr von Tempo und Qualität mit den sonstigen Bauten Schritt halten? Hierzu ist Nikolais Antwort eindeutig: „Ja – wir sind stets im Plan, und auf die Qualität achtet jeder einzelne. Schneller allerdings könnten wir sein, aber nur mit mehr und besserer Technik."

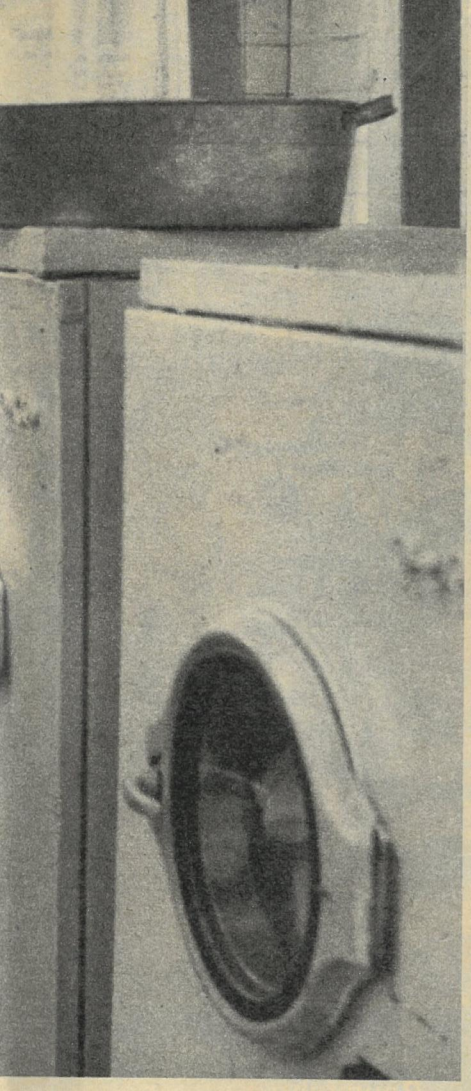
Später erfahren wir, daß die Jugend Nowgorods inzwischen ein weiteres Haus in eigener Regie erbaut, allerdings nach einem anderen Modus: in Feierabend- und Wochenendschichten. Auf der Suche nach neuen Ideen.

Täglicher Brückenschlag: Wenn Konstrukteur Sergin pünktlich Schichtschluß hat, holen ihn Frau und Söhnchen ab.

Jugendwohnkomplex-Baustelle: Hier entsteht nicht nur ein Haus, sondern auch eine gleichgesinnte junge Wohngemeinschaft.

Wider die Langeweile

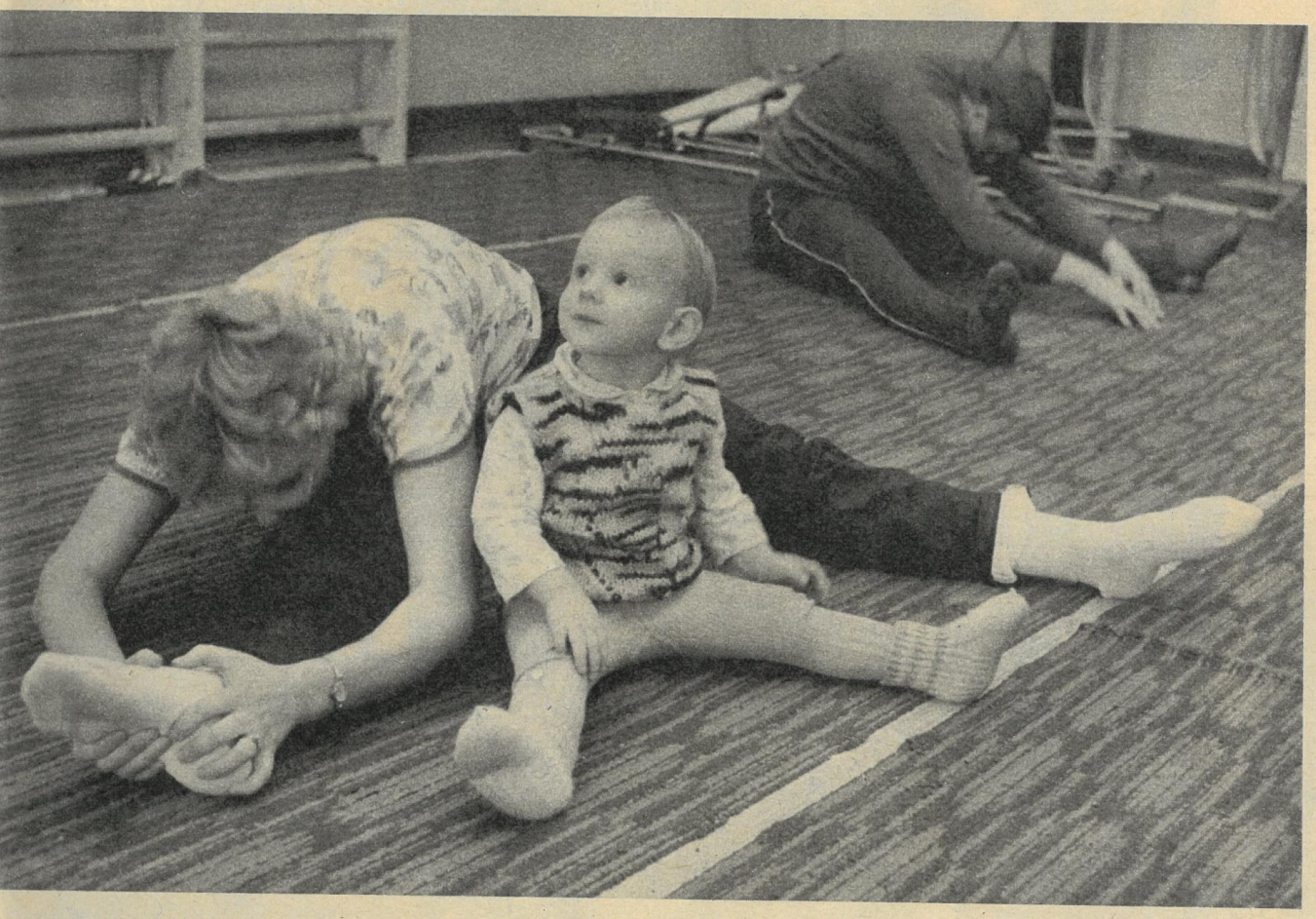
Kurzer Treff mit einer Deputierten: Natalja Makarowa, 24 Jahre, Leiterin der Lehrabteilung „Kajak" an der Sportschule, Mitglied der Kommission für Jugendfragen der Stadt. Ein charmantes und resolutes Persönchen. Das spürt man schon daran, wie souverän sie die Jungenschar beherrscht, die gerade ihre Boote zu Wasser läßt. Noch im Vor-



Etwas unternehmen — aber was?

Sprechstunde oder der öffentlichen Rechenschaft. Zu viele warten nach wie vor darauf, daß andere für sie denken und entscheiden. Zum Umgestalten brauchen wir jedoch das Handeln aller."
In der Kommission gehe es immer wieder um Wohnungsprobleme und die Möglichkeiten zur Freizeitgestaltung. Die sind begrenzt. Die Plätze in Tanzcafés reichen nicht aus, vor den großen Restaurants gibt es Abend für Abend Schlangen, die vier Kinos sind immer ausverkauft, der neue Sportkomplex hat Bauverzögerung. Daraus resultiert bei einigen Gruppen Jugendlicher stoische Langeweile. Doch Diskotheken und Videoklubs machen langsam von sich reden – aus eigener Initiative geschaffen, unterstützt von Schulen, Hochschulen oder Betrieben. „Das Interesse ist groß, auch die Stadt muß dafür in ihr Säckel greifen. Hoffentlich, unsere nächste Stadtsowjet-Tagung entscheidet über den Etat '89 – öffentlich!"

Wäsche zu zweit: das Wohnheim-Ehepaar, Köchin und Techniker in spe, nutzen einen Wäschestützpunkt der Stadt.
Dienstleistungs-Experiment: Familienfitneß nach Anleitung im kombinierten Friseursalon mit Maniküre und Sauna.



jahr war sie selbst Leistungssportler, bis zur Geburt ihres Kindes. Wie steht's um den Olympianachwuchs? „Mal sehen, schließlich ist schon eine Olympiasiegerin aus unserer Schule hervorgegangen. Und Tradition verpflichtet", antwortet sie. Momentan aber sei der Weg zur Spitze noch weit. Und in der Deputiertenarbeit? „Wir werden kritischer gesehen, sind selbst kritischer geworden, prüfen gründlicher die Beschlüsse. Allerdings machen längst nicht alle Bürger aktiv mit, das merke ich bei meiner Sagt es und läßt uns stehen, der Nowgoroder Kajak-Nachwuchs verlangt dringend nach der lenkenden Hand seiner Trainerin...

Und was ist abends?

Spätschicht im Studentenklub „Variant" und in einer historischen Ruine.
Der Klub gehört zum Polytechnischen Institut, ein Eigengewächs der Studenten. Rock ist angesagt – mit Videobildern garniert. Die Phonstärke echt jugendgemäß, geraucht wird im Foyer oder vor der Tür. Die Studenten machen Musik, sie tanzen, sie servieren die Getränke, sie sorgen für Ordnung, sie bauen um, wenn nötig. Die Technik und Einrichtung stellte das Institut zur Verfügung. Der Klubrat der angehenden Ingenieure führt das Klubgeschehen nach wirtschaftlicher Rechnungsführung. Von den Einnahmen werden die Ausgaben bestritten, vom Gewinn die aktivsten Klubmitarbeiter honoriert. Als Anreiz für fünf lange Abende die Woche, für die Organisation eines vielseitigen Programms: Tanz, Studententage, Literaturabende, Modenschauen...
Die Ruine – ihr Gemäuer steht unter Denkmalschutz – entpuppt sich als Baustelle. Zwei junge Ingenieure und ein Architekt, Mitglieder der KPdSU, verwirklichen hier unter Scheinwerferlicht ihre Idee: aus einem ehemaligen eiskalten Lagerraum ein modernes Jugendcafé mit nostalgischem Flair zu machen. Der Komsomol besorgte die Freigabe, die Stadt das Material. Die drei und inzwischen auch deren Freunde arbeiten nun in jeder freien Minute an ihrem Projekt, vorerst ohne jede materielle Vergütung. Entwerfen, verwerfen, neugestalten – sie haben ständig Einfälle. Es macht einfach Spaß, weil es heute Sinn hat, sich einen Kopf zu machen, für die Jugend einen niveauvollen Treffpunkt zu schaffen, ist die Meinung der drei. Sie jedenfalls fühlen sich aufgefordert...
Unser Begleiter durchs abendliche Nowgorod, Sergej, verantwortlich für Jugendinitiativen beim Komsomol-Stadtkomitee, nennt weitere Beispiele, wie sich die Jugend ein Betätigungsfeld sucht, um sich zu beweisen. So arbeiten inzwischen 800 Schüler der 9. und 10. Klassen – ab 16 Jahre – in der Schüler-Kooperative „Junost" mit. Die einen betreiben eine Video-Diskothek für Ferienkinder, andere schneidern nach eigenen Entwürfen Kleidungsstücke, die nächsten fertigen mit Hilfe der vorhandenen Maschinen der Schule Souvenirs aus Holz oder machen ein Kuchenbüfett auf. Die Lehrer werden ihre Partner. Vielleicht ist der Begriff Kooperative – Genossenschaft – etwas hoch gegriffen, bestimmt sogar, doch die Schüler haben ihren eigenen Antrieb entdeckt, der sogar ein paar Rubel einbringt. Apropos Kooperative – fast schon ein Modewort, an das sich viele klammern. 40 Anmeldungen allein in den letzten drei Monaten in Nowgorod. Am Eingang eines Tanzlokals lesen wir ein Plakat: „Wenn Sie heiraten wollen, wir helfen Ihnen!" Kooperative „Glück"...

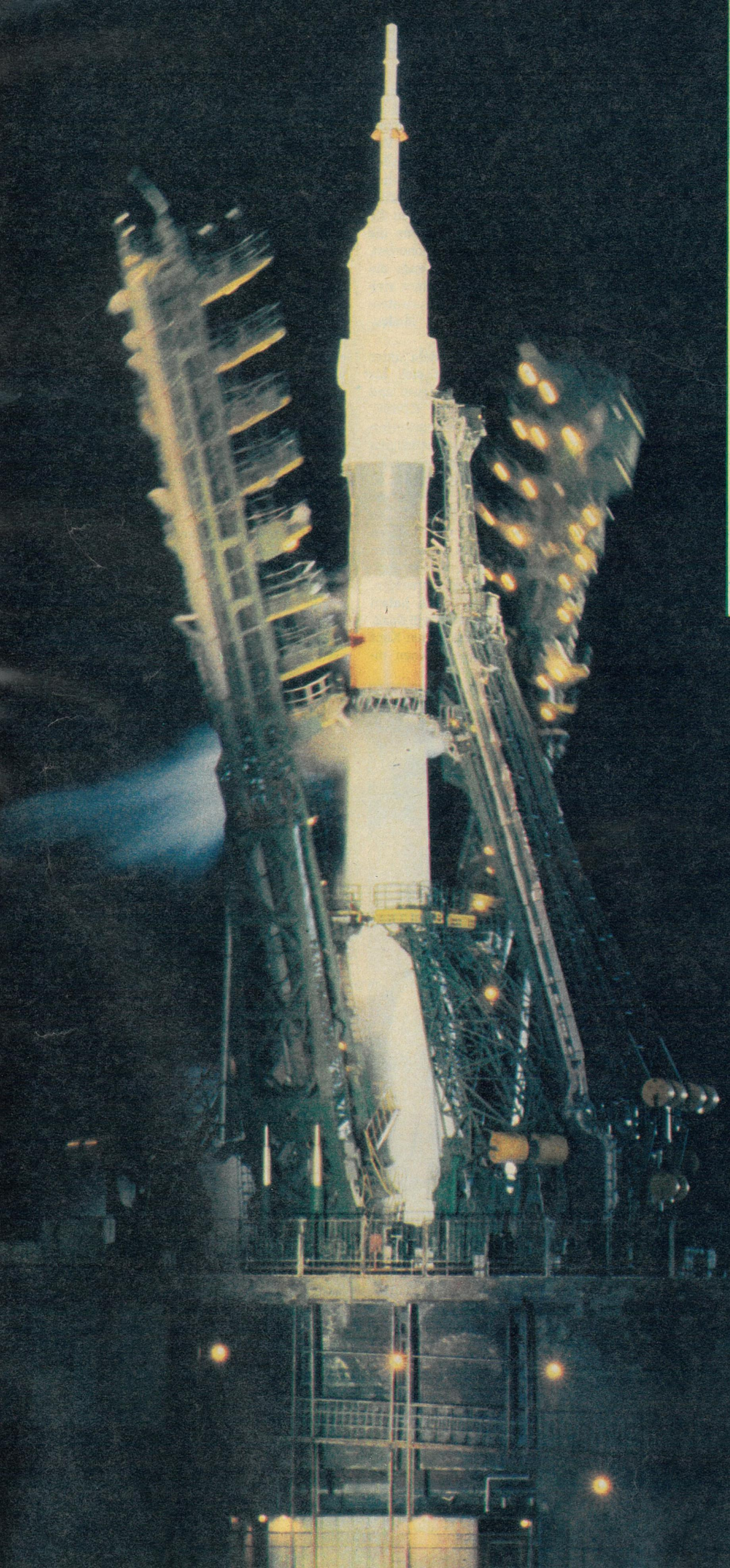
Jede Idee prüfen

Seit Anfang des Jahres gibt es in Nowgorod nach dem Beispiel vieler anderer Städte des Landes ebenfalls ein Jugendzentrum für wissenschaftlich-technisches Schaffen. Dort bieten junge Spezialisten ihre Fähigkeiten an, während die Betriebe und Institutionen ihre Bestellungen aufgeben. 50 kleinere Jugendkollektive arbeiten bereits an Aufträgen, die immerhin einen Wert von 1,5 Millionen Rubel ausmachen; Elektroniker entwickeln Computerprogramme, Architekten schaffen Bauentwürfe für Sozialgebäude, Ingenieure übernehmen Konstruktionsarbeiten. So sollen Engpässe in der Produktion überwunden, Neuentwicklungen schneller produktiv gemacht werden. Sergejs Meinung: Materieller Anreiz legt schöpferische Kräfte frei. Ein Anfang, nicht mehr. In jedem Betrieb brauchen wir diese Bewegung, meint der Jugendfunktionär. So sei sie auch als gesellschaftlich-staatliches System fürs ganze Land gedacht... Die Nowgoroder Stadtleitung verfolgt für die 26 000 Komsomolzen zählende Organisation drei Arbeitsrichtungen: den weiteren Bau von Jugendwohnkomplexen, die Orientierung auf den wissenschaftlich-technischen Fortschritt und auf ein interessantes Freizeitprogramm. Dabei sehen sie die ganze Jugend, auch jene, die sich heute als Rocker fühlen oder sich in anderen separaten Grüppchen abseits halten. Das Prinzip der Leitung heißt: aus den Büros heraus, weg vom Sitzungstisch. Dort, wo die Jugend ist, wird sie mit deren Sorgen, Wünschen und Ideen konfrontiert – den normalen und ausgefallenen, den tauglichen und untauglichen. Nur dort kann sie das Vertrauen der Jugendlichen gewinnen.

★

Unser letzter Blick geht über den Ilmensee, der sechs Kilometer vor den Toren der Stadt beginnt. Eine riesige Wasserschüssel, romantisch gelegen, 43 km lang, 33 km breit. Der stolze See tut uns gegenüber so, als könne er kein Wässerchen trüben, keine Welle schickt er zum Ufer. Unwillkürlich müssen wir an ein Wort von Sergej denken: „So ruhig und abwartend, wie es vielleicht scheint, sind wir Jungen nicht. Wir wissen um unsere Chance!"

Wir danken der Presseagentur Nowosti für die gute Zusammenarbeit



Unser Moskauer Luft- und Raumfahrt-Korrespondent Karl-Heinz Eyermann berichtet vom Kosmodrom Baikonur.

Sechs in MIR

Jean-Loup Chretien, Frankreichs Raumfahrer Nr. 1, und sein künftiger Berufskollege Michel Tognini, sommerlich zivil und lächelnd, am Raumschiff Sojus-TM-7 in der Endmontagehalle von Baikonur (rechts). Diese Aufnahme machte FW-Reporter Detlev Steinberg am 29. August dieses Jahres, am Starttage von Sojus-TM-6 mit der sowjetisch-afghanischen MIR-Mannschaft.

Nun, drei Monate später, fotografierte FW-Reporter Volkmar Billeb die zweite sowjetisch-französische Crew am Tage ihres Starts. Jean-

Loup Chretien winkt zuversichtlich von der Gangway an der Startrampe ins Scheinwerferlicht, ehe ihn der Lift in die oberste Etage der flugklaren Rakete bringt, vierzig Meter hoch in sein Raumschiff Sojus-TM-7. Von dort wird er mit Kommandant Alexander Wolkow und Bordingenieur Sergej Krikalow in zwei Stunden seine Reise in die Schwerelosigkeit antreten, dreihundertfünfzig Kilometer hoch über unseren Planeten. Zur Orbitalstation MIR, in der die neue Weltrekordbesatzung Titow/ Manarow – seit 350 Tagen im All – auf ihn wartet.

In diesem Moment erinnert mich die Szene an Sigmund Jähn, der auch den rechten Daumen in seinem weißen Handschuh so demonstrativ hochstreckte, um damit zu sagen: Es geht alles gut!

Trotz Skaphander-Vermummung strahlt Chretiens Hochstimmung am Abend dieses 26. Novembers von der Gangway herunter zu uns, die zum kleinen Kreis gehören, die ihn am Startkomplex verabschieden. Er hat allen Grund, sich zu freuen. Zum zweiten Mal fliegt er, nun mit fünfzig einer der dienstältesten Raumfahrer, zu einer sowjetischen Orbitalstation. Und außerdem nimmt er an der längsten Kosmos-Expedition einer internationalen Mannschaft teil, die fast vier Wochen dauert. Erstmals arbeiten im MIR-Labor sechs Kosmonauten, und Jean-Loup wird dabei mit seinem Kommandanten Sascha auch außerhalb der Station wichtige technologische Experimente durchführen. Damit reiht er sich in den illustren Kreis der Aussteiger im All ein. Die Rückkehr wird dann das I-Tüpfelchen auf diesen Raumflug sein. Jean-Loup landet am 21. Dezember gemeinsam mit Wladimir Titow und Mussa Manarow, die sich genau vor einem Jahr, am 21. Dezember 1987, vom Kosmos-Bahnhof zur bisher längsten Reise ins All verabschiedet hatten. FREIE WELT wird an diesem Tag wieder im kasachischen Steppenschnee mit dabei sein. Für Jean-Loup soll danach seine Kosmonauten-Karriere erst richtig beginnen, obwohl er nicht ein drittes Mal im Skaphander die Gangway hochsteigen wird. Als Chef der französischen Raumfahrer-Korps obliegt es ihm künftig, nationale und internationale Weltall-Missionen vorbereiten zu helfen. Festgeschrieben sind bereits Projekte, die beinhalten, daß seine Schüler ebenfalls in MIR experimentieren. Während seines 26-Tage-Fluges werden sowjetisch-französische Vereinbarungen über die nächsten bemannten Kosmosflüge getroffen, für die westeuropäische Raumfähre Hermes heißt das, an MIR und an andere sowjetische Orbitalstationen anzukoppeln.

Deshalb verdrängt bei seinem Double Michel der Optimismus die Traurigkeit des Hierbleibens auf der Erde. Als er Jean-Loup an der Startrampe verabschiedet, weiß Tognini, daß er diesen Weg nach Baikonur nicht umsonst gemacht hat...

● Kurz berichtet

Mit der Übergabe eines sechs Kilometer langen Teilstücks der Autobahn Nr. 2 zwischen Osiecza und Modla in der polnischen Wojewodschaft Konin haben die Bauarbeiter in diesem Abschnitt ihr Planziel erreicht. Bis zum Jahresende wird es im ganzen Land auf 56 Kilometern neuer Autobahn grünes Licht geben.

Eine Sammlung historischer Uhren befindet sich im Prager Kunstgewerblichen Museum. Besondere Aufmerksamkeit verdient eine Bronzeuhr in Form einer Bibliothek, die Ende des 18. Jahrhunderts in Paris angefertigt wurde.

Das neue sowjetische Tragflächenfahrgastschiff „Zyklon" hat den Liniendienst im Schwarzen Meer aufgenommen. Es ist mit einer 7000-PS-Gasturbine ausgestattet, kann 250 Passagiere an Bord nehmen, erreicht eine Geschwindigkeit von 45 Knoten und soll in den kommenden Jahren die seit Jahrzehnten eingesetzten dieselgetriebenen „Kometas" ablösen.

Als eines der wichtigsten Erzeugnisse ihrer Provinz nennen die Einwohner von Pinar del Rio gegenüber Fremden den „Guayabita del Pinar" – so heißt ein magenfreundlicher Bitterlikör, den man seit über 100 Jahren ausschließlich hier im Westen Kubas herstellt und trinkt. Denn nur in dieser Gegend wächst die hagebuttengroße Strauchfrucht, die dem Getränk den Namen gibt.

Der Sammlung von Daten über die Sonne-Erde-Beziehung und über die Metamorphose der zur Erde gelangenden Sonnenstrahlen ist das Weltraumprojekt „Aktiwny" gewidmet. Im kommenden Jahr soll zu diesem Zweck ein mit einem elektromagnetischen Stromerzeuger ausgerüsteter Forschungssatellit starten, ein Projekt, an dem sich auch andere sozialistische Länder beteiligen.

Preis der Freundschaft

In der vergangenen Woche wurde FREIE WELT mit dem „Preis der Freundschaft" ausgezeichnet. Im Beisein des Präsidenten der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft, Erich Mückenberger, Mitglied des Politbüros des ZK der SED (Foto oben: 4.v.l.), und des Botschafters der UdSSR in der DDR, Wjatscheslaw Kotschemassow (5.v.l.), nahm die stellvertretende Vorsitzende des Präsidiums des Verbandes der Sowjetischen Gesellschaften für Freundschaft und kulturelle Verbindungen mit dem Ausland, Swetlana Schwezowa (3.v.l.), die Ehrung vor. Der Preis, der erstmalig vom Verband der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften an ausländische Persönlichkeiten und Kollektive für hervorragende Leistungen auf dem Gebiet von Kunst und Kultur verliehen wird, ist unserer Zeitschrift für langjähriges Wirken im Dienste von Völkerverständigung, Freundschaft und Frieden zuerkannt worden.

Ehre einem Werk

Werner Klemke hat gute Freunde in der Sowjetunion, so gute, daß sie sogar intime Kenner des Vorgangs sind, wie er ein Buch betrachtet: „Er beginnt beim Buchrücken, streicht mit dem Finger darüber. Er dreht das Buch um und hält es vor die Augen, als ob er zielen wollte. Dann schlägt er es auf mit dem Buchrücken nach oben, neigt den Kopf und horcht, ob nicht etwa die Leimung knirscht. Und erst dann, wenn er das alles gemacht hat, beginnt er, die Illustrationen zu betrachten... Er duldet keine Verletzung jener Gesetze, die bei der Schaffung eines Buches gelten." Weil: Professor Werner Klemke gestaltet selbst Bücher, wie sein Freund und Kollege Orest Werejski, der ihn so genau beobachtet hat. Jeder kennt Bücher mit seinen Illustrationen, solche für Kinder und solche, die man seinen Kindern erst in die Hand gibt, wenn man sie für einigermaßen erwachsen hält. Klemkes Bilder (links: Plakat zur Ausstellung „150 Jahre Russische Graphik") sind nun bis zum 13. Januar im Zentralen Haus der Deutsch-Sowjetischen Freundschaft in Berlin zu sehen. Schon zur Eröffnung war Gedränge im Saal. Freunde, Kollegen, ehemalige Schüler des Meisters waren gekommen, mit ihnen Professor Boris Ugarow, Präsident der Akademie der Künste der UdSSR, deren Ehrenmitglied Werner Klemke ist. Der Präsident der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft, Erich Mükkenberger, Mitglied des Politbüros des ZK der SED, zeichnete den Künstler, Kommunisten, Internationalisten und Mittler zwischen den Künsten beider Länder mit dem DSF-Kunstpreis aus (oben). Was alle bewegte und mancher aussprach, läßt sich auch mit den Worten Orest Werejskis sagen: „Wir wünschen ihm (und uns!) viele neue schöne Arbeiten, so geschmackvoll, fröhlich und geistreich, wie er selbst ist."

Constanze Treuber (Text)
Detlev Steinberg (Fotos)

Tannenbäume per Konserve

Auskünfte für FREIE WELT gab Dipl.-Ing. Werner Brom, Direktor für soziale und kulturelle Betreuung im Rostocker VEB Kombinat Seeverkehr und Hafenwirtschaft.

Die Schiffe unserer Flotte fahren weithin in die Welt. Wo und wie werden die Seeleute die bevorstehenden Festtage feiern?

Von den 165 Schiffen der Flotte, in den Diensten Ost-Asien, Südamerika, Mittelmeer-Afrika sowie Nordsee-Ostsee, werden sich 78 auf See befinden, 49 in ausländischen, 38 in heimatlichen Häfen oder Werften sein. In diesem Jahr ist es möglich, daß mit rund 4650 Seeleuten – einschließlich jener, die im Urlaub sind oder ihre Frei-Tage haben – die Mehrzahl unserer Fahrensleute Weihnachten bzw. Silvester mit der Familie verbringen kann. Etwa 3650 Seeleute erleben die Festtage auf See oder in ausländischen Häfen.

Die Routen und Reisen der Schiffe reichen über viele Zeitzonen hinweg ...

Wir wissen bereits, daß die Seeleute des MS „Friedrich Engels“ sowie des MS „Mühlhausen“, deren Schiffe in Shanghai liegen werden – also am weitesten entfernt von der Heimat –, volle acht Stunden vor uns den Weihnachtsabend feiern und aufs neue Jahr anstoßen können. Die klimatisch heißesten Festtage dürfte es für die Besatzung des MS „Ernst Thälmann“ geben, das im Roten Meer sein wird. Und von allen unseren Fahrensleuten erleben die Besatzungsmitglieder des MS „Eisenhüttenstadt“, das durchs Nordmeer fährt, wohl das kälteste Weihnachtsfest.

Wie verbringen Seeleute an Bord von Schiffen solche Festabende und Feiertage?

Für den Fest- und Feiertagstisch wird in der Kombüse gekocht, gebraten und gebacken, überhaupt an Bord alles so vorbereitet wie „daheim bei Muttern“, und die abendliche Feier vereint alle, die wachfrei sind. Telegramme treffen ein; die Seeleute haben Briefe ihrer Angehörigen schon bekommen – oder erwarten sie im nächsten Hafen. Denn wir versenden einmal in jeder Woche solche Post – an jeweils wenigstens 40 bis 45 Schiffe, und zwar via rund 30 Hauptposthäfen, wozu unter anderem Tokio, Yokohama, Shanghai, Singapur, Hongkong, Haiphong, Jakarta, Surabaya oder, auf der anderen Seite des Erdballs, Rio de Janeiro, Santos, Buenos Aires, Montevideo, Veracruz, Tampico, Havanna gehören. Zwischen 1200 und 1500 Brief- und Kartengrüße gelangen so allwöchentlich auf den Weg. Dank dem VEB Schiffsversorgung haben die Besatzungen gleichfalls alles fürs leibliche und geistige Wohl an Bord.

Auch die Weihnachtsgans oder den Silvesterkarpfen?

Ja, natürlich: Das Weihnachtsgeflügel und der Silvesterfisch fehlen ebensowenig wie Butterstollen und Lebkuchen, Obst und Nüsse, Wein und Spirituosen – oder der Weihnachtsbaum. Die ersten Tannenbäume sind bereits Ende August mit auf Reise gegangen, und obendrein der für die Bordbibliothek gewechselte Buchbestand, neue Ton- und Videokassetten sowie 16-mm-Filme fürs Bordkino. Allein das Video-Festprogramm reicht für 15 Stunden Spieldauer.

All das geschieht für die Fahrensleute auf See. Und was für deren Angehörige daheim?

Wiederum wurde der alljährliche Geschenkdienst praktiziert, eine spezielle Möglichkeit für den Seemann, Festtagspräsente nach Hause zu übermitteln. Weiterhin wirken, und das bis in die südlichsten DDR-Bezirke, 34 Seemannsfrauen-Aktive; überall haben die Kinder von Seeleuten schöne Vorweihnachtsfeiern erlebt. In der Weihnachtsnacht werden erneut viele Angehörige ihren Seemann direkt grüßen können, wenn der Sender „Stimme der DDR“ über Kurzwelle seine große Gruß- und Wunschsendung ausstrahlt.

Bliebe noch zu fragen: Was verspricht für die Werktätigen von Flotte und Häfen die 88er Bilanz?

Kurz gesagt: Die Flotte wird – über den Plan von 10 Millionen Tonnen hinaus – rund eine Million Tonnen mehr befördern, die Häfen werden etwa 25 Millionen Tonnen Güter umschlagen.

Interview: Helmuth Reich

Der Herren Dank und Bank

Sind es Verbrecher, Räuber vielleicht oder Rowdys, auf die die Polizisten mit einer Brutalität einschlagen (oberes Foto) als gelte es, unmittelbare Gefahr für Leib und Leben anderer mit letztem Einsatz abzuwenden? Durchaus nicht: Schwarzafrikaner waren vor einigen Monaten vor das Pollsmoor-Gefängnis in Kapstadt gezogen und hatten dort „Free Nelson Mandela!“ gerufen. Die Antwort erhielten sie mit den überlangen Schlagstöcken, die seit Jahren zur Ausrüstung der Büttel des Rassistenregimes gehören. In den Gesichtern der Prügelnden Haß und sadistischer Eifer: als gelte es, lästiges, übles Ungeziefer zu zertreten ... Genau so wird das von den Machthabern des sich „Republik“ nennenden Südafrika gesehen. Würde der junge Mann, der da auf der Bank sitzt und

eine Erfrischung zu sich nimmt (unteres Foto), nichts Besseres zu tun haben, als die abendliche Nachrichtensendung des südafrikanischen Fernsehens einzuschalten – kein Wort bekäme er über Prügelorgien wie die vor dem Pollsmoor-Gefängnis zu hören. Dergleichen ist nicht nachrichtenwürdig dortzulande. Und dies nicht etwa nur, weil solche Meldungen die weiße Herrenschicht beunruhigen könnten. Es versteht sich vielmehr von selbst, daß die rund 25 Millionen Schwarzafrikaner die Brechstangen-Gewalt des Apartheidstaates zu spüren bekommen, wo immer sie aufbegehren, demonstrieren, ihre Forderungen stellen. Der Herren Dank mit Knüppeln, mit Schüssen oder auch mit Todesurteilen, die selbst bei erwiesener Unschuld erst nach weltweiten Protesten und dann auch nur im Ausnahmefall in jahrzehntelange Gefängnisstrafen umgewandelt werden. Dem jungen Mann ist seit Kindertagen beigebracht worden: Die Ordnung der Welt besteht aus weißen Herren und schwarzen Knechten, die für sie arbeiten für ein Wohlergehen schon auf Erden und nicht erst im Himmel ... Die Herren sind aus der Edelrasse, die Knechte aus einer minderwertigen, und deshalb dürfen sich die beiden Frauen, die an der Bank vorübergehen, niemals neben das Bürschchen setzen – und seien sie von des Tages Arbeit auch noch so müde. Denn diese Bank ist nur für Weiße, auch wenn es vor Jahren einmal geheißen hat, das Regime wolle derartiges „modifizieren“. Ganz im Gegenteil: Jüngste Nachrichten aus dem Rassistenstaat besagen, daß die Apartheid noch verschärft werden soll. So z. B., daß alle Schwarzen aus den Randgebieten weißer Wohnsiedlungen entfernt werden. Eine „Reform“ zugunsten der geknechteten Schwarzafrikaner? Die Antwort der weißen Herren bleibt die alte: Nein, Danke!

Horst Schötzki

Erst der Kopf, dann die Hände

Den Großteil der Giganten lieferte die DDR: In der Pressenabteilung der Kasachstaner Produktionsvereinigung für Landmaschinenbau „Zelinogradselmasch“ verformen 282 gewaltige Maschinen mit Kräften zwischen 63 und

1600 Tonnen Metallteile. Daraus entstehen speziell für die Bedingungen von Kasachstans Neuland – russisch: Zelina – entwickelte bodenschonende Arbeitsgeräte: Pflüge, Eggen, Drillmaschinen. In dieser Werkhalle in Zelinograd sprach uns ausländische Reporter unversehens der Montageschlosser Wladimir Gildermann (Foto oben) an, kein vorbereiteter Gesprächspartner also. Wir fragten ihn: Der Bedarf an diesen Landmaschinen ist gewiß groß? „Der Bedarf ja, der Absatz nicht so“, antwortet Gildermann. „Überall setzt sich die wirtschaftliche Rechnungsführung durch, auch in der Landwirtschaft. Ja, zur Zeit merken wir das an unserem Verdienst, er ist geringer geworden. Man nimmt uns die Maschinen, die wir bisher bauten, nicht mehr ohne weiteres ab“, sagt der Arbeiter. „Die Sowchosen überlegen gut, wo sie investieren. Ihre Ansprüche an unsere Arbeit sind höher geworden.“ Gegenwärtig wird Zelinogradselmasch gründlich modernisiert, entstehen in der Konstruktionsabteilung leistungsfähigere Landmaschinen auf den Reißbrettern, noch nicht alle serienreif. „Da müssen wir durch“, sagt der Schlosser. „Früher haben wir nur die Planziffern erfüllt, die Qualität war oft schlecht. Jetzt kämpfen wir darum, unsere Produkte gut zu verkaufen, danach richtet sich unser Verdienst. Umgestaltung, das geht für uns im Kopf los, und dann folgen die Hände.“

Klaus Hurrelmann

Fischsuppe zum Gabentisch

Symbolfiguren vorweihnachtlicher Bräuche zeigen sich alljährlich in den ersten Dezemberwochen auf dem Gelände des Dorfmuseums im ungarischen Bezirk Vas. Ihr sogenanntes „Krippenspiel" soll traditionelle Sitten bewahren, die seit dem vorigen Jahrhundert in Ungarn allgemeiner Brauch sind. Auch heute noch wird das Spiel vor allem von Jungen aufgeführt (Foto ganz unten). Eine andere Variante ist im nordöstlichen und im westlichen Teil des Landes verbreitet, bei der anstatt der Kinderdarsteller sieben verschiedene Puppen auftreten: zwei alte Schäfer, zwei Hirtenknaben, zwei Engel, der König Herodes, der Teufel, der Tod und Klein Nikolaus werden auf einer kleinen Bühne von Kinderhand bewegt. Zu den relativ neueren Bräuchen gehört in Ungarn der Nikolaus-Tag am 6. Dezember. Er wird auch als „Weihnachtsmann-Tag" bezeichnet, da die Kinder beschenkt werden (Foto unten). Die traditionellen Spiele am 6. Dezember, bei denen sich die Teilnehmer vermummen, sind jedoch älteren Ursprungs. So wurden 1785 in Csepreg (Komitat Vas) bereits die Maskeraden verboten, um nicht die Kinder „durch sinnlose, schreckhafte und häßliche Figuren zu schrecken". Am Nachmittag des 24. Dezember wird – wie in anderen europäischen Ländern natürlich auch in Ungarn – der Weihnachtsbaum festlich geschmückt. Dieser Brauch ist dort seit 150 Jahren verbreitet. Als Verzierung verwenden die Familien farbigen Glasschmuck, bunt verpackte Bonbons, Lichter und Wunderkerzen. Unter den Baum werden die Geschenke für die Angehörigen gelegt. Sobald es dunkel wird, zündet man die Kerzen an und überreicht die Geschenke. Nach der Bescherung setzt sich die ungarische Familie an den Tisch, um das traditionelle Weihnachtsmahl einzunehmen: Nach altem Brauch gibt es scharfe Fischsuppe und gebratenen Fisch. Gläubige Familien besuchen schließlich die Mitternachtsmesse in den Kirchen. Die Straßen sind an diesem Abend wie ausgestorben, die Unterhaltungslokale geschlossen, es fahren weder Straßenbahn noch Bus. *Manfred Radloff*

Stil-Bauten

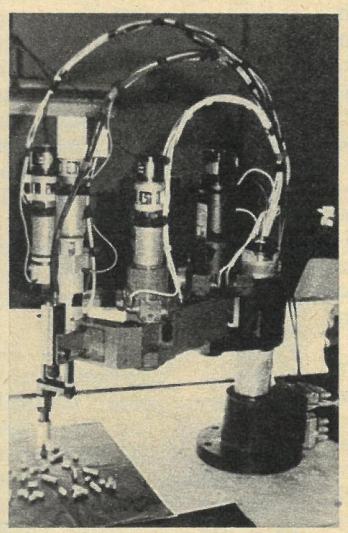
Neubauten, die sich harmonisch ins Stadtbild einpassen, sind auch in rumänischen Städten immer häufiger anzutreffen. So wie hier in den Straßen von Sulina, einem Donau-Hafen, nicht weit vom Schwarzen Meer entfernt. In Rumänien wohnen über 80 Prozent der Bevölkerung in Häusern, die nach dem zweiten Weltkrieg und insbesondere nach dem IX. Parteitag der RKP 1965 gebaut worden sind. Ziel ist es, das Wohnungsbauprogramm bis zum Jahre 2000 zu erfüllen.

Straßen-Fest

Einen ungewöhnlichen Anblick bot diese alte Pferdebahn, als sie kürzlich durch die Straßen Tallinns fuhr: Einwohner und Gäste begingen so den 100. Geburtstag der Straßenbahn in ihrer Stadt, wo ca. 2000 Menschen in den Straßenbahndepots beschäftigt sowie 128 Wagenzüge und 200 Trolleybusse im Einsatz sind.

Kopf-Arbeit

„SKAM 410" heißt der erste Industrieroboter Kubas. Er wurde in enger Zusammenarbeit mit bulgarischen Partnern entwickelt, die die mechanische Apparatur und die elektronisch gesteuerten Antriebe lieferten. Kubanische Elektroniker vom Studienzentrum für Rechentechnik und Software in Havanna rüsteten das Gerät, das sich vor allem zu Selektions-, Montage- und Schweißarbeiten eignet, mit den Programmen und einem „Roboterauge" aus.



Quadrat-Latsch

Diese „Ehestands"-Schuhe gehören zur Kuriositäten-Sammlung der Prager Barrandov-Filmstudios. Sie umfaßt 16 200 Waffen und 9300 Möbelstücke aller Art und Epochen, 213 500 Kleidungstücke und 12 200 Paar Schuhe – alles Dinge, die irgendwann einmal in einem Film eine Haupt- oder Nebenrolle spielten ...

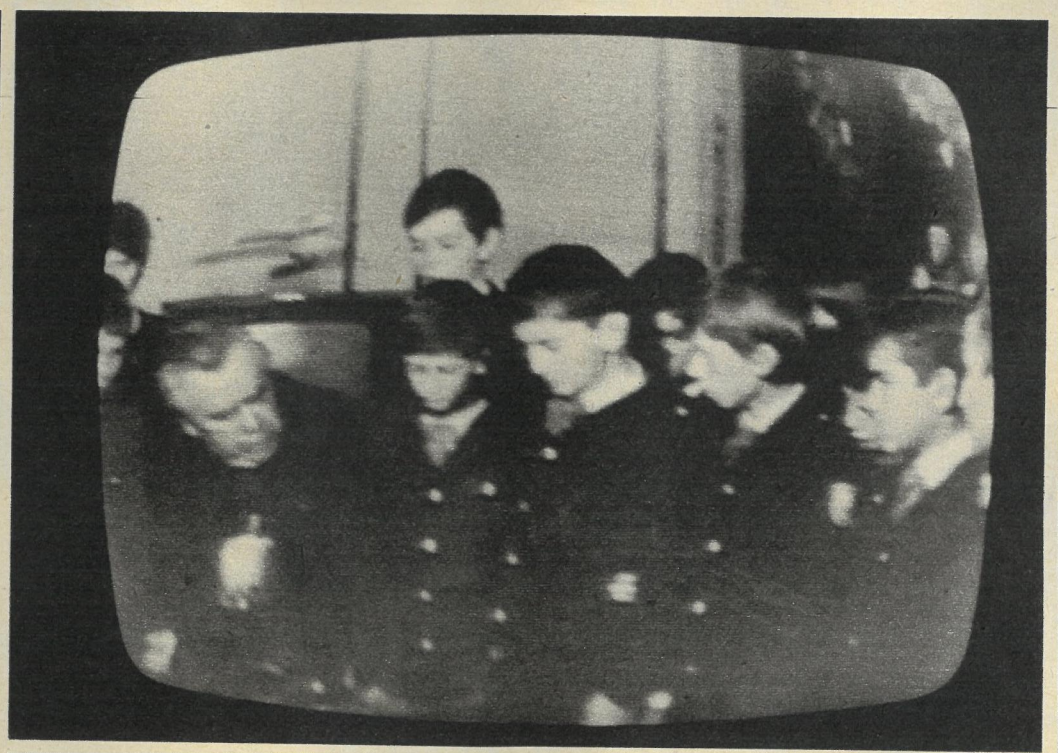
Karpfen-Rekord

Einen großartigen Fang von mehr als 240 Tonnen Fisch haben sich die Fischer Südböhmens vorgenommen, in diesem Jahr aus dem Rožmberk-Zuchtteich – dem größten der Tschechoslowakei – zu „ernten". In Böhmen hat die Fischzucht lange Tradition. Bereits im 14. Jahrhundert nahmen die dafür genutzten Gewässer mit 75 000 Hektar fast doppelt soviel Fläche ein wie heute. Angelegt wurde der Rožmberk-Teich, in dem hauptsächlich Karpfen gezogen werden, im 16. Jahrhundert. Die Anlage wird noch heute von Experten bewundert.

Polnische Jubiläen

Es war an einem Juliabend des Jahres 1932 im heutigen Zabrze (Südpolen), als auf einer gemeinsamen Kundgebung deutscher und polnischer Arbeiter die Worte fielen: „Uns trennt keine nationale Frage, keine Sprache, uns eint die kämpferische Solidarität." Gesprochen wurden sie von Ernst Thälmann, und gemeint war das enge Zusammenwirken der Arbeiter beider Länder, der KPD und der illegal kämpfenden Kommunistischen Partei Polens (KPP). Diese war am 16. Dezember 1918 – also vor 70 Jahren – durch den Zusammenschluß der Sozialdemokratie des Königreichs Polens und Litauens (SDKPiL) mit den Linken der Polnischen Sozialistischen Arbeiterpartei (PPS) als Kommunistische Arbeiterpartei Polens (seit 1925 KPP) gegründet worden. Nur etwa einen Monat zuvor hatte das polnische Volk seine nationale Unabhängigkeit wiedererlangt – doch die Staatsmacht befand sich nun in den Händen der polnischen Bourgeoisie, die bereits im Januar 1919 die junge Arbeiterpartei verbot. Aus gutem Grund; schließlich hatte diese die Losung einer sozialistischen Revolution auf ihre Fahnen geschrieben, forderte sie die Errichtung einer Diktatur des Proletariats, trat mit einem eigenen Programm auf und kämpfte kompromißlos und am konsequentesten für die grundlegenden Interessen der arbeitenden Massen. In den 20er und 30er Jahren brandmarkten sie den Antikommunismus und Antisowjetismus der bürgerlichen Regierung Polens und warnten vor der wirklichen Gefahr: dem Hitlerfaschismus. 1934 stellte die KPP das Programm der Schaffung einer antifaschistischen Volksfront auf, die alle an der Wahrung der Unabhängigkeit und am Fortschritt des Landes interessierten Kräfte vereinen sollte. Auch auf der Grundlage dieses Programms wurde als würdige Nachfolgerin der KP Polens am 5. Dezember 1942 in Warschau die Polnische Arbeiterpartei (PPR) gegründet. Deren Kampf um die Einheit der polnischen Arbeiterklasse gipfelte im Dezember 1948 im Zusammenschluß der PPR mit der erneuerten PPS zur Polnischen Vereinigten Arbeiterpartei (PVAP), die in diesen Tagen ebenfalls ein Jubiläum, das 40jährige, begeht.

Ute Gabriel



Die Kinder und der Mut

Es sollte ein besonderer Wandertag werden. Die 24jährige Natalja Jefimowa hatte die „4b" erst vor kurzem als Klassenlehrerin übernommen. Eine aufgeweckte Truppe, die zumeist 11jährigen, aber auch schwer unter einen Hut zu bekommen, zumal für eine Russischlehrerin wie sie, da längst nicht in allen Elternhäusern – neben Russen vor allem Osseten und Armenier – dieselbe Muttersprache gesprochen wird. Wie froh war die Lehrerin da, als sie endlich „grünes Licht" für den Klassenbesuch in der Druckerei von Ordshonikidse bekam, wofür sich auch die weniger sprachlich, denn mehr technisch interessierten Jungs begeisterten. Noch ganz unter dem Eindruck des Erlebten stürmten diese nach der Besichtigung den einladend wartenden Autobus, der – so der Fahrer – die Klasse nach Hause zurückfahren wollte. Dort aber sollten die 30 Schüler und ihre Klassenlehrerin erst nach 24 Stunden wieder eintreffen... Die Fakten sind bekannt: Der „Chauffeur" des Fahrzeugs gehörte zu einer skrupellosen Bande (unten links: nach ihrer Verhaftung), die als erstes vor den Augen der Kinder auf den Sitzen Benzin ausgoß und drohte, alles in Brand zu stecken, wenn sie nicht Rauschgift, Geld und ein Flugzeug für die Flucht ins Ausland gestellt bekäme. Als Flugziel verlangten die Banditen einen Staat, der zur Sowjetunion keine diplomatischen Beziehungen unterhält (Israel, das dem entsprach, hat sie dann an die Sowjetunion ausgeliefert), als Flugzeug eine Transportmaschine, in die sie mit dem ganzen Bus hineinfahren können (das wäre bei der IL-76 möglich gewesen, doch sie haben das später dann nicht ausgeführt). Mit dem Mut, allein das Leben der Kinder ins Kalkül zu ziehen und alles andere beiseite zu lassen, ging die sowjetische Regierung auf beide Forderungen ein. Die einzige Bedingung der Sicherheitsorgane: ständig über ein Funkgerät die Stimmen der Kinder und ihrer Lehrerin hören zu können. Und das läßt sich aus dem Mitschnitt während der dramatischen Fahrt zum Flugplatz rekonstruieren: Da bieten die Banditen im Halbrausch des Erfolgsgefühls den Kindern die sofortige Freiheit an, die eigenhändig ihr Pioniertuch verbrennen würden; keiner steigt aus... Da erzählt die Lehrerin den Kindern ein Märchen, das zu einer stundenlangen endlosen Geschichte wird und bricht erst zusammen, als auch der letzte Schüler der Gewalt der Verbrecher entkommen ist... Und da nehmen die letzten der Jungs, welche gegen die Abmachung mit ins Fluchtflugzeug verschleppt werden sollen, ihren ganzen Mut zusammen und sträuben sich kategorisch, bis sie die Entführer laufen lassen und mit der Flugbesatzung (unten) als Geiseln vorlieb nehmen... *Dietrich Pätzold*

● Gut gesagt

Der Nutzen der Karikatur und Satire ist unbestreitbar. Sie registrieren ja die Widersprüche nicht nur, sondern tragen zu ihrer Bewältigung bei. Worüber man einmal gelacht hat, damit wird man leichter fertig.

Harald Kretzschmar, Karikaturist, DDR

● Am Rande

Einmalig in Europa ist die Sammlung von rund 300 Kakteen im Prager Botanischen Garten, die auch bei Schnee und grimmigem Frost widerstandsfähig sind. Die Mehrzahl der „Stachelhäuter" stammt aus Gegenden, wo sie Temperaturen von 40 Grad minus und mehr überstehen mußten. – Abgehärtet!

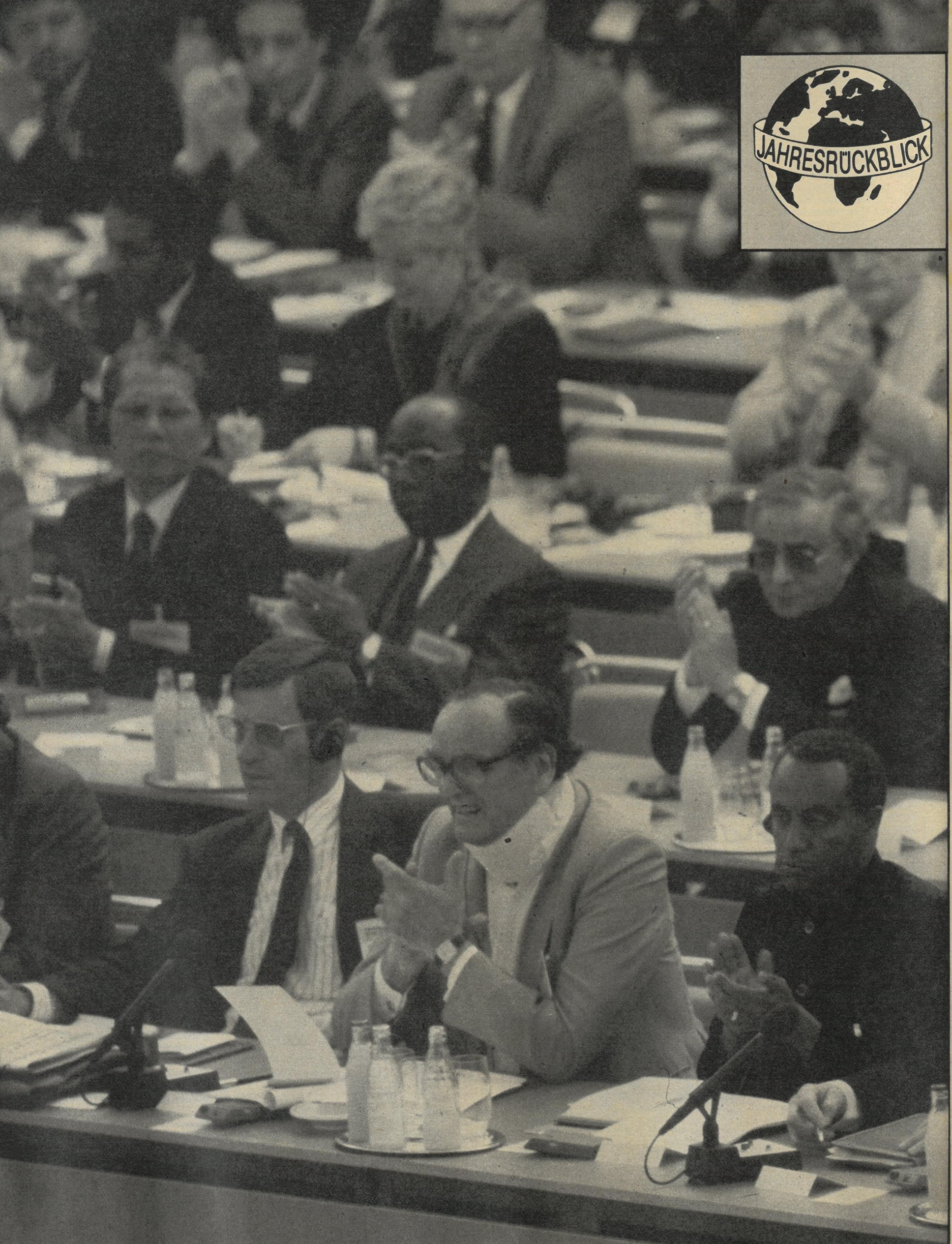
● Persönliches

Unter den mehreren tausend Jugendlichen aus der Volksrepublik Kongo, die bislang in der UdSSR eine Hochschulausbildung erhielten, war auch NOEL AVOBONAY. Er hatte während seines Studiums in Moskau einen Wettbewerb in der Beherrschung der russischen Sprache gewonnen. Jetzt vermittelt er seine Sprachkenntnisse zu Haus in Brazzaville an Schüler jeglichen Alters.

Ein „Wunderkind" ist der 12jährige Pianist WARGAN MARTIROSJAN aus Jerewan. Bereits mit fünf Jahren spielte er auf dem Klavier Beethoven, Mozart und Schumann. Mit acht Jahren debütierte er als Komponist mit einem Musik-Zyklus für Piano.

Seinen 80. Geburtstag beging kürzlich in Budapest PETER PFAHLER, Redakteur und Gründer des weiterbildenden Blattes „Magyarul elvasunk" – „Wir lesen ungarisch". Die Zeitschrift erfreut sich auch in der DDR bei Ungarisch Lernenden und Lehrenden großer Beliebtheit.

Redaktion: G. Wehrmann; Fotos: Brom/privat, Repro (2), V. Hohlfeld, MTI/Rózsás/Benkő, ZB/Agerpres, TASS/Norman, ZB/ČTK/Vlček, ZB/Prensa Latina/Valiente, ZB/ČTK/Sýbek, Bildschirmfoto, ADN-ZB/AP (2); Vignette: D. Schüler.


JAHRESRÜCKBLICK

Zufrieden mit dem Friedensjahr?

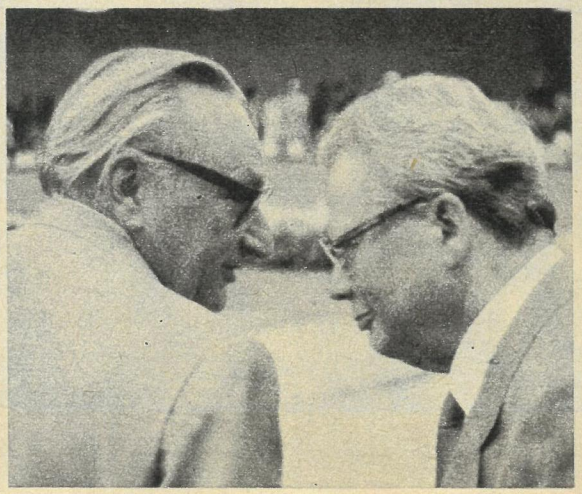
Im Juni des Jahres in der DDR-Hauptstadt Berlin: Über tausend Abgesandte aus 113 Ländern beraten auf dem Internationalen Treffen für kernwaffenfreie Zonen über die brennendsten Fragen der Abrüstung und Friedenssicherung. Ganze vier Monate zuvor, am 25. Februar 1988, gab um 10 Uhr vormittags rund hundertfünfzig Kilometer südöstlich von der Tagungsstätte, auf dem Bahnhof Bischofswerda, Reichsbahnsekretär Christine Bernt grünes Licht für Gleis 3: Ein Transportzug setzte sich in Bewegung, beladen mit sowjetischen Raketen vom Typ OTR-22, deren Reichweite zwischen 500 und 1000 Kilometern liegt.

Seit die amerikanische Atombombe auf Hiroshima fiel, war das der erste praktische Schritt in Richtung auf die nukleare Abrüstung! Gewiß, auch wenn alle operativ-taktischen Raketen abgezogen werden, bleibt Europa ein nukleares Pulverfaß.

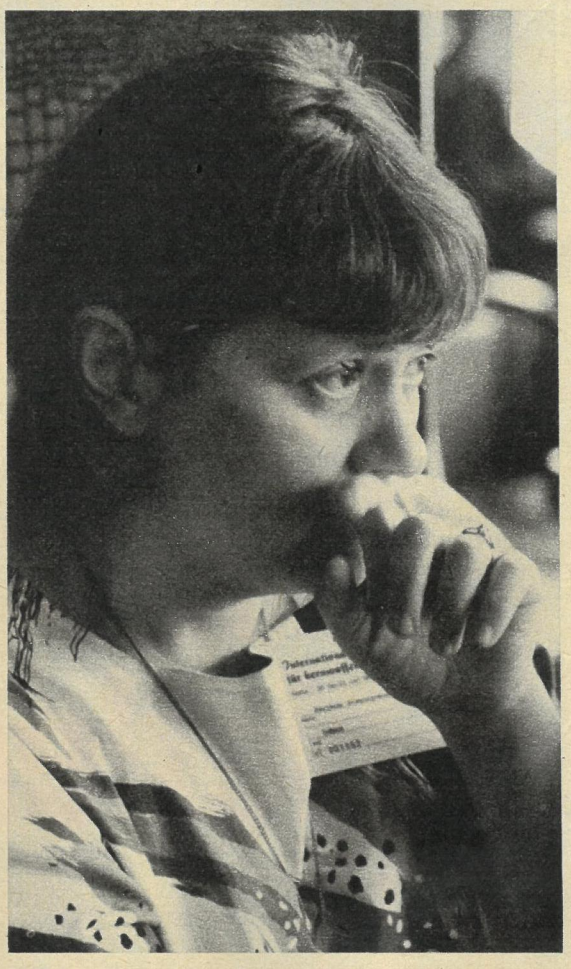
Die Sowjetunion und ihre Verbündeten haben nie einen Zweifel daran gelassen, daß sie die im Dezember des Vorjahres in Washington geschlossene und im Mai 1988 in beiden Hauptstädten ratifizierte Vereinbarung nur als erstes Glied einer langen Kette betrachten. Mit einer außerordentlich flexiblen Politik hat die DDR den Beweis erbracht, daß auch kleinere Länder, die selbst keine Atomwaffen besitzen, nicht zu untätigem Warten verurteilt sind. Ein herausragendes Beispiel solcher Aktivität war das Treffen in Berlin.

Erich Honecker, Initiator und Gastgeber, nannte diese Begegnung von Menschen mit sehr unterschiedlichen weltanschaulichen und politischen Überzeugungen „umfassendstes Weltforum zu Friedensfragen in der Geschichte", das „wahrhaft universellen Charakter" trug. Der Planet im Dialog – wie sind wir weitergekommen in Sachen Frieden im Jahre 1988?

FW-Mitarbeiterin Ina Stritzke hat fünf Teilnehmer des Berliner Internationalen Treffens gebeten, am Ende des Jahres nunmehr zurückzuschauen und einen Ausblick auf das zu geben, was nach ihrer Meinung im nächsten Jahr weiter geschehen muß.



Im Dialog für Frieden und Sicherheit auf dem Internationalen Treffen für kernwaffenfreie Zonen in Berlin vom 20. bis 22. Juni 1988: Anker Jörgensen (links außen), Egon Bahr (links), Deborah Hamilton (links unten), Swetlana Sawizkaja (unten) und Sheik Ahmad Kaftarou (rechts)



ANKER JÖRGENSEN,
Kopenhagen, Vertreter der Sozialdemokratischen Partei Dänemarks und Vorsitzender des Parlamentarierkomitees für eine kernwaffenfreie Zone in Nordeuropa:

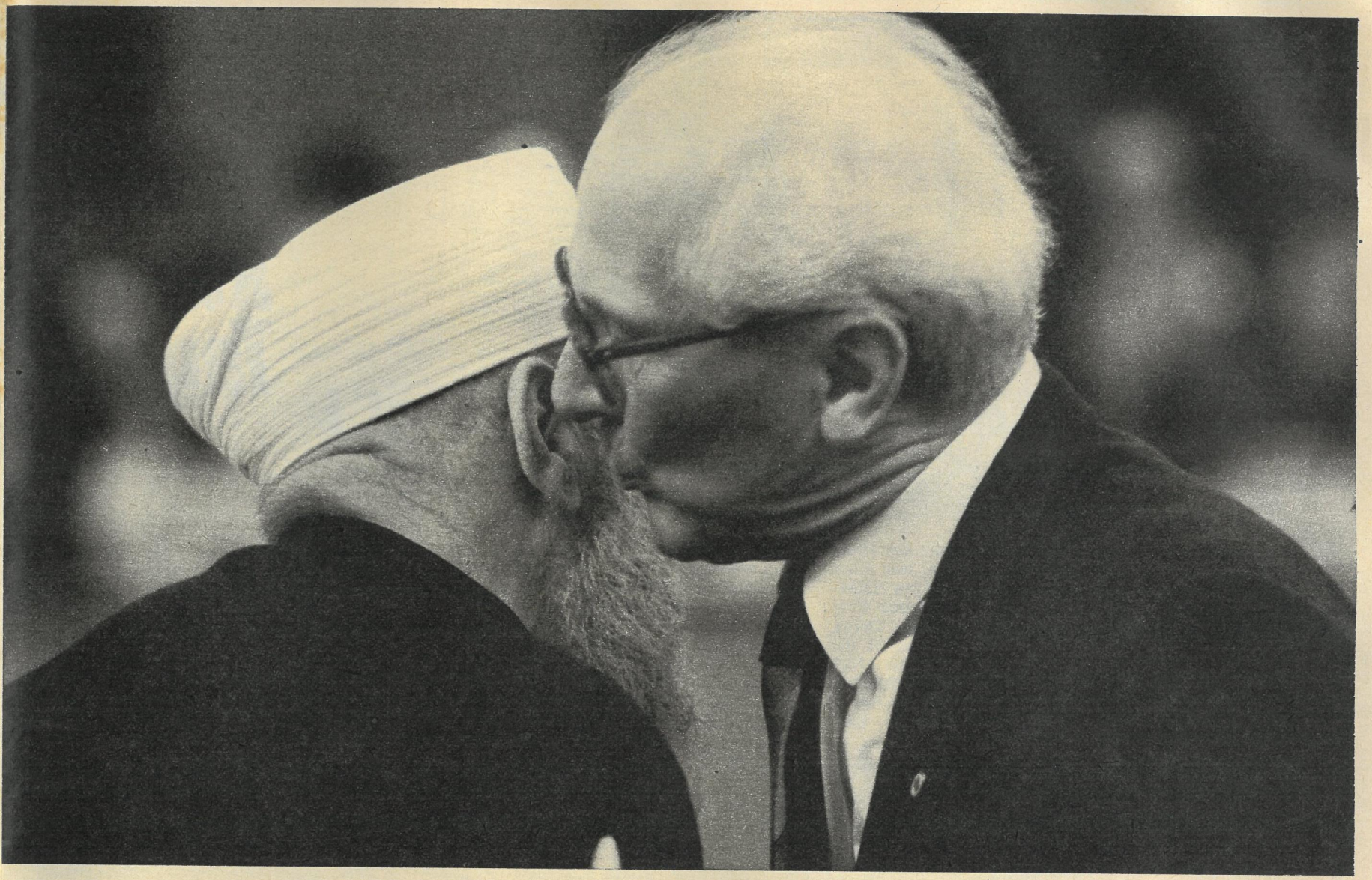
Vor kurzem habe ich an der ersten Fernsehbrücke zwischen Kopenhagen und Moskau teilgenommen, wo Fragen zu Frieden und Sicherheit im Mittelpunkt der Debatte standen. Ja, wir sind im Jahre 1988 ein kleines Stück weiter vorangekommen in der richtigen Richtung – für die Sicherung einer von Kernwaffen freien Welt. Wir leben im Lichte des INF-Abkommens. Die folgenreichen Gespräche zwischen Michail Gorbatschow und Ronald Reagan über die Abrüstung einer ganzen Waffenkategorie geben Hoffnung. Wir haben in diesem nun zur Neige gehenden Jahr auch eine größere Aktivität in allen nordischen Ländern für die Bildung einer von nuklearen Waffen freien Zone erlebt. Das Internationale Treffen für kernwaffenfreie Zonen im Juni dieses Jahres in Berlin war ein positiver Beitrag zu den Abrüstungsbestrebungen. Die Konferenz führte zu einem wichtigen Erfahrungs- und Gedankenaustausch, der dem Frieden in der Welt dient. Im Norden benötigen wir mehr konkrete Initiativen zur Bildung einer atomwaffenfreien Zone. Wir warten auf den Rapport von einem auf Regierungsebene gebildeten Untersuchungsausschuß der nordischen Länder. Hierin geht es um Probleme bei der Schaffung einer solchen Zone im Norden. Der Bericht wird im Jahre 1989 vorliegen, und wir müssen dann weitere Schritte unternehmen, um die Zone errichten zu können.

EGON BAHR,
Bonn, Mitglied des Präsidiums der SPD und Vorsitzender des Unterausschusses für Abrüstung und Rüstungskontrolle im Deutschen Bundestag:

Das wichtigste Ereignis war 1988 der INF-Vertrag und der begonnene beiderseitige Abbau der landgestützten Mittelstreckenraketen. An zweiter Stelle nenne ich den Waffenstillstand zwischen Irak und Iran und die wachsende Rolle der Vereinten Nationen. Hoch einzustufen sind die Verdachtskontrollen, die in Ost- wie in West-Europa als vertrauensbildende Maßnahmen stattgefunden haben. Schließlich ist an das Internationale Treffen für kernwaffenfreie Zonen zu erinnern, das den Vorstellungen der Atomwaffen-Freiheit der nichtatomaren Staaten weltweit Aufmerksamkeit verschafft und einen globalen Erfahrungsaustausch ermöglicht hat. Daß Vertrauensbildung gesamteuropäisch, also blockübergreifend organisiert werden muß, ist ein Vorschlag der gemeinsamen Arbeitsgruppe von SPD und SED, der seine Wirksamkeit noch entfalten wird. Er ist ermutigend ohne Gegenwind geblieben. Das Wichtigste für 1989: Der Abrüstungsprozeß darf keine Pause einlegen. Halbierung der strategischen Waffen und Verhandlungsbeginn der konventionellen Abrüstung in Europa stehen auf der Tagesordnung – dabei dürfen die „kleinen" Atomwaffen nicht vergessen werden. Im Zentrum Europas gibt es die größte Konzentration von Streitkräften und Waffen, hier muß auch die größte Entlastung erfolgen. Die Deutschen in beiden Staaten würden ihre Verantwortung verfehlen, wenn sie dazu, auch im Dienste ihrer Nachbarn, keine eigenen Vorschläge entwickelt hätten.

DEBORAH HAMILTON,
Baltimore, Aktivistin der Friedensbewegung in den USA:

Auf jeden Fall ist die Zusammenarbeit der Friedensbewegungen vieler Länder gestärkt worden. Dazu haben nicht zuletzt das Berliner Treffen und mehrere Veranstaltungen regionalen Charakters in anderen Ländern beigetragen. Sehr hoffnungsvoll hat mich die Breite der in der DDR-Hauptstadt vertretenen Kräfte gestimmt, und ich fühle mich von diesem schöpferischen Gedankenaustausch inspiriert. Die amerikanische Friedensbewegung hat mit Genugtuung verfolgt, wie die UdSSR und die USA die Verwirklichung des INF-Vertrages eingeleitet haben. Obwohl sie dieses Abkommen nie als ihr Endziel betrachteten, sind einige USA-Friedensorganisationen zur Zeit dabei, neue Aufgaben zu formulieren. „Nuclear free America" konzentriert sich auf die Schaffung weiterer atomwaffenfreier Zonen – Gemeinden, Städte, Regionen – in den USA. Bei acht parallel zu den Präsidentschaftswahlen abgehaltenen Abstimmungen sind am 8. November in vier Wahlkreisen derartige Initiativen befürwortet worden. Damit erhöhte sich die Gesamtzahl solcher Zonen in unserem Land auf 160. In ihnen leben immerhin über 16 Millionen Menschen. Derzeit werden mehr als 100 weitere solcher Initiativen in nahezu allen Bundesstaaten vorbereitet. Im Jahre 1989 ist für uns der bedeutendste Höhepunkt die 4. Internationale Konferenz von Kommunalverwaltungen nuklearwaffenfreier Zonen, die im Februar in Eugene im Bundesstaat Oregon stattfindet. Unsere Friedensbewegung wird alles tun, damit George Bush positiv auf alle weiteren Abrüstungsinitiativen reagiert.



Außenpolitische Ereignisse '88:

7.	1.	Staatsbesuch Erich Honeckers in Frankreich
25.	2.	Beginn des vorzeitigen Abzugs der sowjetischen operativ-taktischen Raketen aus der DDR
19.	3.	Abzug der letzten operativ-taktischen Raketen vom Typ OTR-22 aus der DDR
21.	3.	Erste Direktgespräche zwischen der Regierung und den Contras in Nikaragua über einen Waffenstillstand
5.	4.	Vorschlag von SED, SPD und KPTsch für eine C-Waffen-freie-Zone in Mitteleuropa
17.	4.	Die UdSSR, Afghanistan, Pakistan und die USA unterzeichnen Verträge zur Regelung der Afghanistan-Frage
3.	5.	Diplomaten Angolas, Kubas, Südafrikas und der USA nehmen Gespräche über das südliche Afrika auf
15.	5.	Beginn des UdSSR-Truppenabzugs aus Afghanistan
27.	5.	Der USA-Senat und am Tage darauf der Oberste Sowjet ratifizieren den INF-Vertrag
29.	5.	Sowjetisch-amerikanisches Gipfeltreffen in Moskau
20.	6.	Eröffnung des Internationalen Treffens in Berlin
28.	6.	Beginn der 19. Unionsparteikonferenz der KPdSU
4.	7.	Abschuß eines iranischen Verkehrsflugzeuges durch die US-Marine im Persischen Golf
15.	7.	Tagung des Politischen Beratenden Ausschusses der Warschauer Vertragsstaaten
22.	7.	Erste sowjetische operativ-taktische Rakete wird vernichtet
8.	8.	Waffenstillstand in Angola vereinbart
20.	8.	Feuereinstellung im Golfkrieg
1.	9.	Beginn des Abzugs der Pershing-II-Raketen aus der BRD
27.	9.	Arbeitsbesuch Erich Honeckers in der UdSSR
3.	10.	Erich Honecker beginnt Staatsbesuch in Spanien
15.	11.	Unabhängiger Staat der Palästinenser proklamiert

Stand: 30. 11.

Fotos: Detlev Steinberg, W. Gliencke (1)

SHEIKH AHMAD KAFTAROU,
Damaskus, Großmufti und Präsident des Obersten Islamischen Rates der Syrischen Arabischen Republik:

In bin von Natur aus Optimist. Ich werte die weitere Annäherung zwischen Ost und West als herausragendes Merkmal des Jahres 1988. Die Menschen haben die Gefahr von Kriegen und deren Unheil für das eigene Leben und Schicksal tief zu empfinden begonnen. Völker und Regierungen erhoben ihre Stimme, um die Gottesgabe Leben zu bewahren, damit sie der Mensch nicht durch eine unverantwortliche Tat auslösche. Wir sind in unserem Land tagtäglich durch die Massenmedien Zeugen der entsetzlichen Leiden des palästinensischen Volkes. Wie kann ich oder ein anderer Araber mitansehen, wie sein arabischer Bruder in Palästina geschlagen, geschunden und getötet wird... Meine Hoffnung ist es, unsere Völker mit all ihren wiedererlangten Rechten zu sehen. Wir rufen nach Frieden mit jedem Menschen, der den Sinn des Lebens achtet und heiligt. 1989 müssen wir viel, ja sehr viel tun. Unsere Pflicht ist es, die Dialogrunden fortzusetzen, um der Welt die Überzeugung zu bringen, daß ein gerechter Frieden unverzichtbare Notwendigkeit ist. Die Großmächte dürfen in ihren Vorschlägen nicht doppelbödig sein. Wie kann ich glauben, daß die USA Frieden und Freiheit wollen, wenn sie die israelische Okkupationspolitik unterstützen. Auch das Sternenkriegsprogramm muß endgültig abgesetzt werden. Es ist ein Unglück, das unsere Welt eines Tages heimsuchen könnte. Es gilt der Ruf nach einem gerechten, uneingeschränkten Frieden. Das Ringen der Völker zur Verteidigung ihres Bodens, ihrer Werte ist ein Kampf um den Frieden.

SWETLANA SAWIZKAJA,
Moskau, Fliegerkosmonaut der UdSSR und Stellvertretende Vorsitzende des Sowjetischen Friedensfonds:

Die Ratifizierung des Vertrages über die Liquidierung der Raketen mittlerer und kürzerer Reichweite zwischen der Sowjetunion und den USA war natürlich das wichtigste Ereignis des Jahres. Doch ich meine, daß es nicht nur von der UdSSR und den USA herbeigeführt wurde, sondern auch von den Vertretern vieler Staaten und Bewegungen auf allen Kontinenten. Maßgeblich beteiligt waren die DDR und die ČSSR, auf deren Territorien solche Waffen stationiert waren. Der Kurs des neuen Denkens, des Abbaus der Konfrontationen, des offenen Dialogs über alle die Menschheit betreffenden Fragen hat an Boden gewonnen. Sehen muß man aber auch, daß noch viel zu tun ist, unsere Welt wirklich sicherer zu machen. Ich glaube, der Moskauer Gipfel war ein Gipfel von Resultaten auf diesem Weg – aber zugleich nur eine Zwischenetappe. Noch große Anstrengungen liegen vor uns, wenn wir von Null-Lösung zu Null-Lösung weiterschreiten wollen. Hier ordnen sich auch das Berliner Treffen über kernwaffenfreie Zonen und die dort diskutierten Fragen, insbesondere über die europäische Sicherheit, ein. Fürs nächste Jahr wünsche ich mir persönlich, daß mein Sohn gesund und fröhlich heranwächst. Als Sowjetbürgerin habe ich den Wunsch, daß unser Land sich weiter im Frieden entwickelt, daß die Umgestaltung hier bei uns reale, stabile Resultate bringt. Das braucht unser aller Kraft. Den FW-Lesern möchte ich sagen, daß mir Ihr Land – ich war in diesem Jahr das erste Mal dort – sehr gefallen hat. Und besonders die Menschen.

FREIE WELT

Unser „Nordpol“

Die Erweiterung der Reisegeographie in seinem Land bezeichnete vor kurzem in Berlin der Vizepräsident von INTOURIST als wichtiges Anliegen. Als ein Schritt in diese Richtung, von den DDR-Touristen ganz bestimmt begrüßt, ist auch das Murmansk-Programm zu verstehen. Es kam in diesem Jahr zum Tragen und wird weiterentwikkelt. Reisten in dieser Saison 600 Touristen aus der DDR in den hohen Norden, so werden im kommenden Jahr bereits 1170 Reisen angeboten. Murmansk, der „Nordpol“ auf unserer touristischen Reisekarte. Mit Anerkennung sprechen diejenigen, die schon dort waren, über diese weltgrößte Stadt jenseits

des Polarkreises. So auch unser Leser Manfred Hoffmann, dessen Reiseeindrücke wir nebenstehend abdrucken. Mit den ersten Erfahrungen bei diesen Gruppenreisen kamen uns auch Vorschläge auf den Tisch, die die Programmorganisatoren möglicherweise in Zukunft berücksichtigen könnten. In dieser arktischen Wetterküche kann es natürlich bei einem Kurzaufenthalt von zwei bis drei Tagen passieren, daß ein Ausflug mit Picknick buchstäblich ins Wasser fällt. Könnte man statt dessen nicht zur ichthyologisch interessanten Lachstreppe am Tuloma-Fluß fahren, die nur 25 Kilometer von Murmansk entfernt ist? Eine Wiederholung des Basarbesuchs als „Ersatz“ wurde von den Touristen, die für die kombinierte 7-Tage-Reise nach Leningrad und Murmansk 1 300 Mark zahlen, als nicht sehr einfallsreich aufgenommen. Übrigens ein Tip am Rande: In Murmansk kann man für seine (unbegrenzt eintauschbaren) Rubel bei INTOURIST noch Extraleistungen kaufen. Alles in allem: Murmansk ist und bleibt ein Reiseziel in rauher Natur, deren Widrigkeiten den Reisezeitraum auf April bis Oktober begrenzen. Denn für uns Mitteleuropäer nur schwer zu ertragen wären die Polarnacht und die vielen Schneestürme des Winters. Doch von einem Besuch der farbenprächtigen „Spiele des Nordens“, abgehalten alljährlich Ende März, könnte man schon träumen. INTOURIST selbst wirbt in „Reisen in die UdSSR“ (5/1988) für das Erlebnis Massenskimarathon und Rentierrennen. *Volker Hempel*

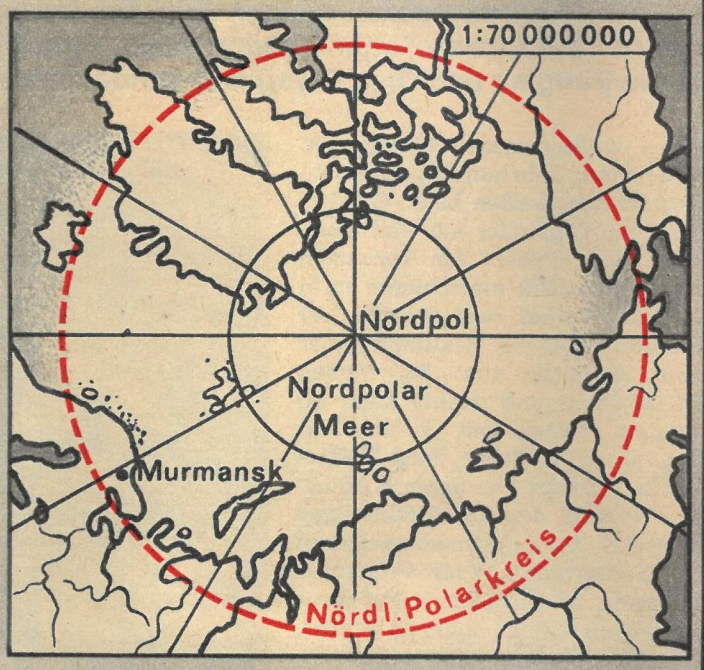
Drei lange, kurze Tage

Die Exotik jenseits des Polarkreises zu erleben, war schon lange der Wunsch des Hallenser Ingenieurs Manfred Hoffmann und seiner Frau Gerda, einer Lagerarbeiterin. In der diesjährigen Polarsaison – REISEBÜRO und INTOURIST laden von April bis Oktober zu Gruppen-Kurzreisen nach Murmansk ein – war es soweit. Hier sein Reisebericht:

... Mit 950 Kilometern je Stunde überfliegen wir den Westzipfel des Weißen Meeres und landen kurz nach Mitternacht. Strahlender Sonnenschein empfängt uns. Nach 45 Minuten Busfahrt zum Hotel schießen wir unser erstes Foto: das ‚Arktika‘, unser Domizil für drei kurze ‚Nächte‘ (Foto oben). Das glaubt uns keiner, daß wir die Aufnahme um drei Uhr nachts gemacht haben! Die Sonne strahlt, die Pärchen flanieren. Eine quicklebendige Verkäuferin schenkt immer noch, oder schon wieder, Kwaß aus. Lediglich die Temperatur an diesem 9. Juni ist mit zwei Grad plus für uns Mitteleuropäer doch recht kühl...

Ein riesiger Anker weist uns den Weg (Foto rechts). Er gehörte einst zur legendären ‚Jer-

mak', dem ersten superschweren Eisbrecher der Welt, und schmückt nun den Eingang zum Heimatmuseum. Auch hier wieder: Exotik: Unter den Exponaten – dazu zählen ausgewählte Stücke wertvoller Bodenschätze, die der orkanumtobten Halbinsel abgetrotzt werden – befinden sich Erdproben der Kola-Supertiefbohrung, dem bisher tiefsten Vorstoß ins Innere unserer Erde. Bohrproben vom Meter 12 000 und 12 400! Nicht minder interessant: Murmansker Geschichte... Heute spricht man über die Halbmillionen-Stadt in Superlativen: größte der Welt nördlich des Polarkreises, Tor zur Arktis, Heimathafen der nördlichsten Fischfang- und stärksten (Atom-)Eisbrecherflotte. Spät waren die potentiellen Möglichkeiten der vom Golfstrom beeinflußten Kolabucht von den russischen Herrschern erkannt worden. Den Bau der Hafenstadt beschloß man 1894, doch erst 1916 erhielt der Endpunkt einer von Zwangsarbeitern errichteten Eisenbahnlinie das Stadtrecht. Der letzte Zar der Romanow-Dynastie wollte sich auch hier verewigen, doch 1917 wurde Romanow-na-Murmane in Murmansk umbenannt. Revolution... Intervention... Dann die Aufbaujahre unter der Sowjetmacht. Gorki schrieb: ‚Am öden Ufer des Eismeeres, auf Granitsteinen, die mancherorts von der Zeit und den Gletschern zu Sand zermahlen wurden, baut man eine Stadt. Ja, man baut eine ganze Stadt auf einmal...' Zweiter Weltkrieg! Der Heimatort von über 100 000 Murmanskern wurde von der faschistischen Luftwaffe zu drei Viertel zerstört. Aber Murmansk, die Heldenstadt, ist nie gefallen... Dritter Tag. Mit dem Bus geht's landeinwärts mitten in die Tundra. Die Hobbygärtner unter uns erfreuen sich nach einem ausgiebigen Picknick an den Rentierflechten und vielerlei Moosen. Andere sammeln Marmorstücke. Weiß, rosa, hellbraun. Eine zünftige Schneeballschlacht beendet den Ausflug. Und unseren – ach so kurzen – Aufenthalt in der Arktis. Im Flugzeug erinnern wir uns an unsere schönsten Eindrücke: Die Hafenrundfahrt, mit 15 Flaschen Sekt an Bord. Der Atomeisbrecher ‚Lenin' im riesigen Trockendock. Besuch auf dem großen Fischereipott, ein in Wismar gebautes, solides Schiff. Das Pomorenmuseum in Kola, liebevoll eingerichtet. Und das große Kaufhaus mit den herrlichen Polarfuchspelzen. Den weiten Blick über Stadt, Hafen und Bucht hat die Kamera festgehalten. Eine prima Reise! Nur die Rentiere (Foto links: beim Festival des Nordens), die hätten wir gern einmal gesehen..."



POLARNACHT. In Murmansk dauert sie etwa vom 2. Dezember bis zum 11. Januar. In dieser Zeit zeigt sich die Sonne hier nicht über dem Horizont.

POLARTAG. Gegenstück zur Polarnacht. Er beginnt in Murmansk etwa am 20. Mai und endet etwa am 23. Juli.

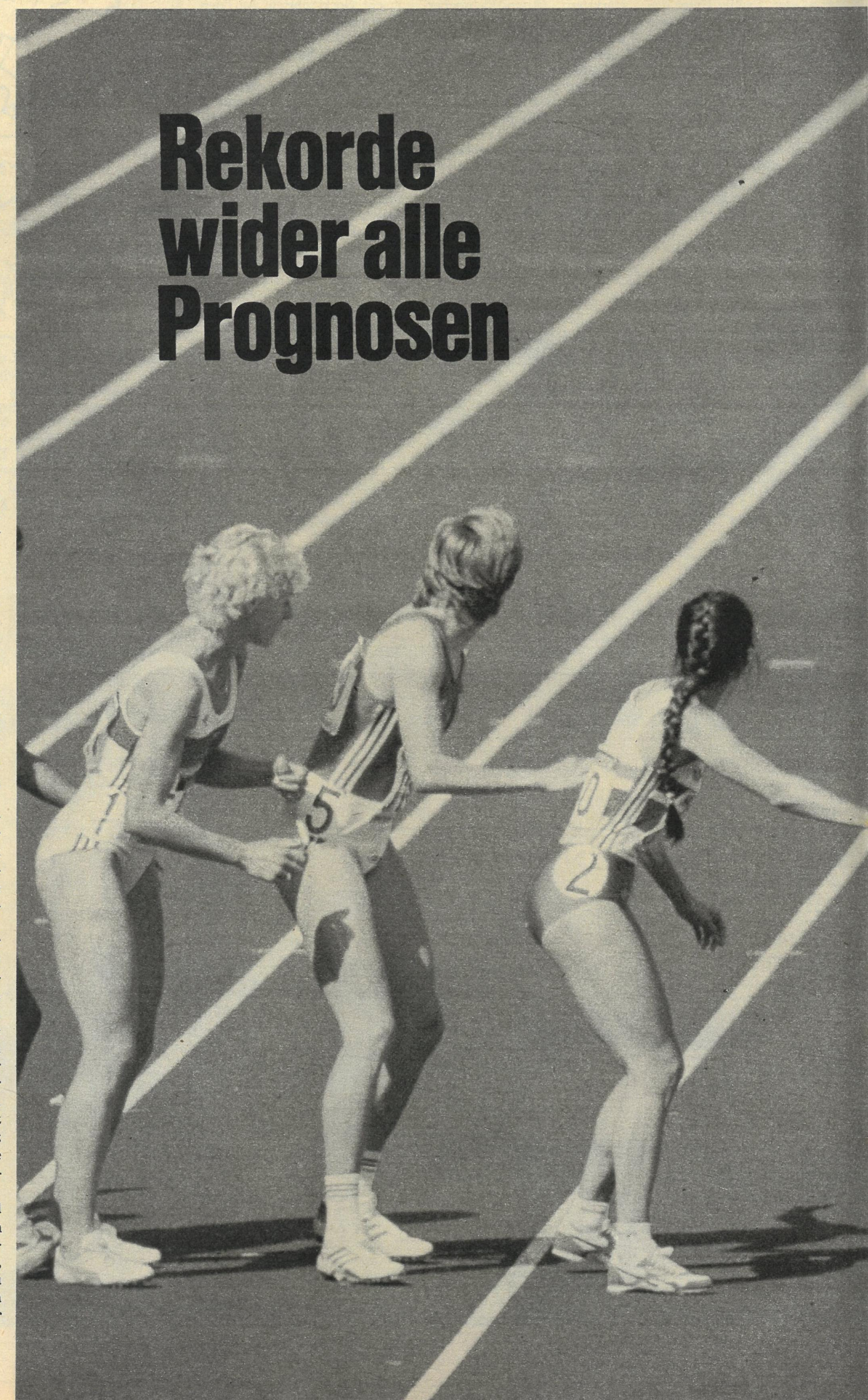
POLARLICHT. Dieses wundersame Leuchten in der Atmosphäre beider Polarzonen der Erde ist auch in Murmansk zu beobachten. Neben Fisch und Schiff führt die Heldenstadt auch das Polarlicht in ihrem nunmehr 20 Jahre alten Stadtwappen.

POLARSTÄDTE. Größere Städte jenseits des Polarkreises gibt es in der Sowjetunion (Murmansk – 420 000 Einwohner, Norilsk – 180 000, Workuta – 94 000, Dudinka – 20 000, Bilibino – 13 000), in Schweden (Kiruna – 28 000) und in Norwegen (Tromsø – über 47 000, Bodø – über 33 000, Harstadt – 21 000, Narvik – 19 000, Hammerfest – 7 000, Kirkenes – 5 500).

Fotos: M. Hoffmann (3), FW-Archiv (2); Karte: J. Arfert; Redaktion: Volker Hempel

Olympia '88. Auf dieser Seite ein Fotodokument des letzten „neuen" von achtzehn außergewöhnlichen Leichtathletik-Weltrekorden in diesem Jahr. Die sowjetischen 400-m-Läuferinnen Tatjana Ledowskaja, Olga Nasarowa, Maria Pinigina und Olga Brysgina beenden das Staffelrennen nach 3:15,18 Minuten. Dieweil Brysgina schon die Einzelkonkurrenz gewonnen hatte und 20 Minuten zuvor ihr Ehemann Viktor die siegreiche sowjetische Sprintstaffel startete, avancieren die beiden mit dreimal Gold zum erfolgreichsten Paar der Spiele. Seit dem 17. April,

Rekorde wider alle Prognosen



Eine willkommene Zufälligkeit: Von einem Jahrhundert auseinandergehalten, heißen beide Griffith. E r , ein Engländer mit Vornamen Tom, war Geher. Am vorletzten Tag Anno 1870 marschierte er in London binnen zwei Stunden, 47 Minuten und 52 Sekunden über eine Strecke von 20 Meilen (32186,88 m) und dachte nicht im Traume daran, mit dieser Zeit könnte er 62 Jahre lang Weltrekordler bleiben. Der unverwüstlichste Rekord der Leichtathletikgeschichte! S i e , Afroamerikanerin aus Kalifornien und mit Vornamen Florence, ist Sprinterin, und zwar „eine von einem anderen Stern", wie ihre Konkurrentinnen sagen. Anno 1988 ist sie die 100 m in 10,49 und die 200 m in 21,34 s gerannt. Daraufhin sich nun alles fragt, ob oder wann und vor allem wie diese beiden Zeiten einmal unterboten werden können. Sicher ist nur: 62 Jahre wird das nicht dauern.

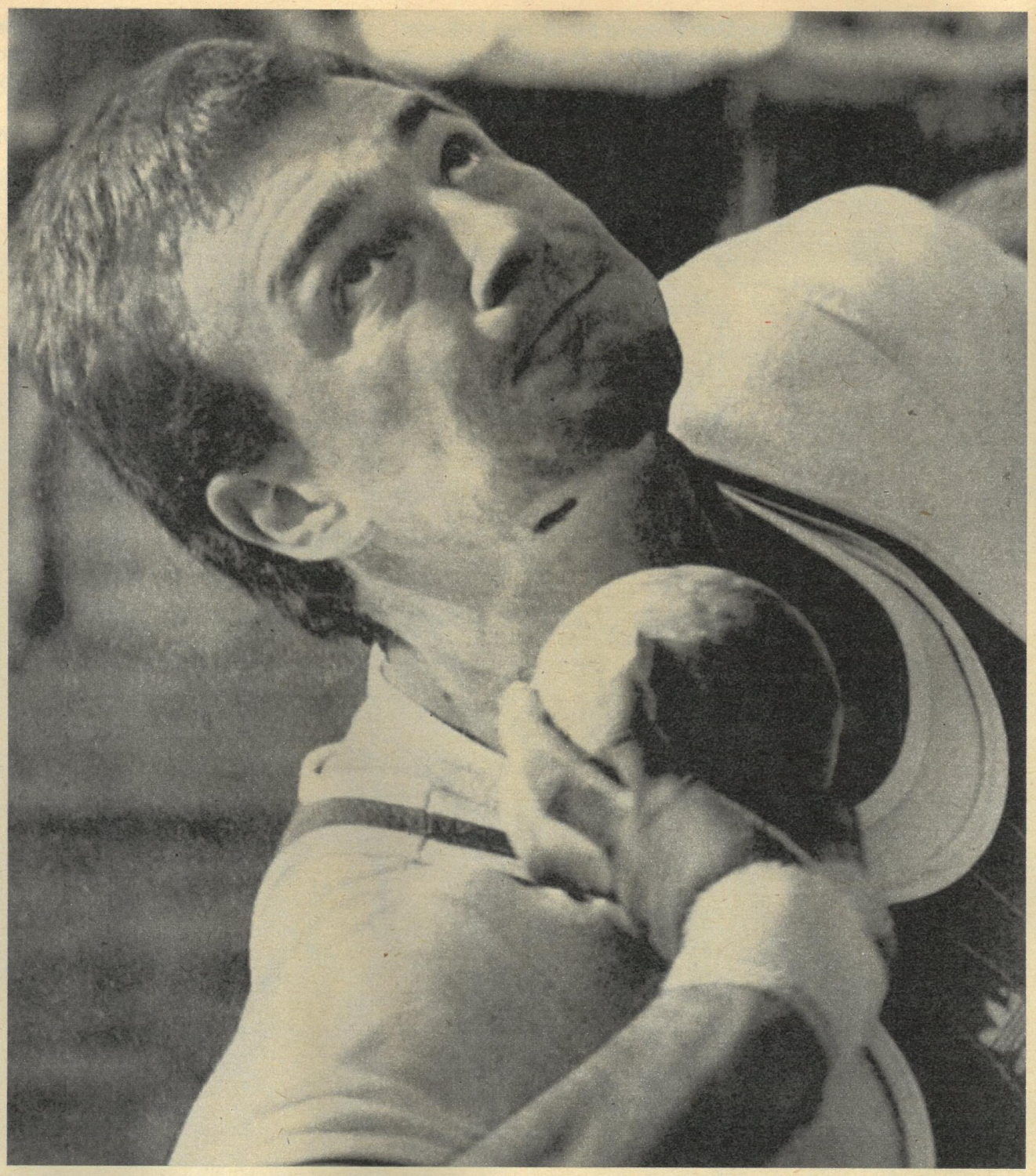
Don Quarrie war Jamaikas bisher universellster Sprinter. Als Coach seiner olympisch versilberten Landsmännin Grace Jackson erlebte er hautnah, wie „Dee Dee" Griffith in Sòul binnen 100 Minuten zwei Fabelweltrekorde über 200 m lief. Zuerst 21,56; dann 21,34 Sekunden. „Der Unterschied zwischen ihr und, sagen wir's ruhig, dem Rest der Welt, liegt nicht in der Technik, sondern einzig in der Kraft. Die Physis ist es, aus der sie die besondere Fähigkeit nimmt, mit langen, raumgreifenden und tempogeladenen Schritten nach Belieben zu siegen und Rekorde zu produzieren, die ihr fürs erste kein Mensch glaubt."

Grace Jackson indes hat sie im Abstand von mehreren Metern vor sich herlaufen sehen: „In 11,11 s ist die Griffith durch die Kurve gerannt, auf der Zielgeraden lief sie 10,24 s! Ich würde mich nicht wundern, wenn sie eines Tages keine 21 Sekunden mehr bräuchte." In der Abendröte ihrer Karriere als „beste Läuferin, die die Welt je sah" (Jarmila Kratochvilova) war es Marita Kochs sehnlicher Wunsch, den von ihr schon Ende der siebziger Jahre aufgestellten 21,71-s-Weltrekord zu verbessern, was sie keineswegs für realitätsfremd hielt. Ihr plötzlicher Abschied hat diesen Plan verweht. Doch dorthin zu kommen, wo jetzt die Griffith residiert, wäre ihr trotz der überragenden Klasse, die sie verkörperte, wahrscheinlich unendlich schwergefallen.

Neuerdings Miss Joyner und „FloJo", wollte Griffith in Sòul noch mehr. „Aber um den Sprintstaffel-Weltrekordler DDR zu entthronen, dazu waren unsere Wechsel zu schlecht", klagte die Schlußläuferin Evelyn Ashford. Auch hatte Trainer

als der Äthiopier Belaine Densimo in noch von keinem vorher erreichter Zeit den Rotterdam-Marathon gewann, gab es am laufenden Band Weltrekorde der Superlative. Ausgerechnet dem „Doyen“ unter den Weltrekorden unserer Tage war nicht beizukommen: In Miami feierte Bob Beamon den 20. Geburtstag seiner 8,90 m im Weitsprung. Ansonsten wurden sogenannte Traumgrenzen erreicht und Leistungen vollbracht, die Prognostiker erst für den Anfang des nächsten Jahrtausends „vorgesehen“ hatten. Der große Aufbruch ins Übermorgen!

Rekorde wider alle Prognosen



Alle vier kamen als Weltrekordler des Jahres '88 nach Sòul und gewannen dort olympisches Gold: Ulf Timmermann (oben) nach einem klassischen Konter im letzten Versuch des Kugelstoßens; Florence Joyner-Griffith (oben rechts) als Sprinterin der „neuen Dimension"; Sergej Bubka (rechts), der atemberaubendste Stabhochspringer aller Zeiten; Jordanka Donkowa (rechts außen), die im Hürdensprint Zeiten läuft und welche voraussagt, von denen andere nicht einmal träumen.

Russ Rodgers nicht die beste Idee, als er Griffith in der Zielkurve und dort gegen die weltbeste Kurvenläuferin Ingrid Lange rennen ließ. „Wenn man aus dem Rathaus kommt, ist man immer klüger. Natürlich hätte Griffith auf der Gegengeraden ihren langen Schritt effizienter einsetzen und dort die 120 m im 10,5-s-Tempo laufen können. Das wäre ertragreicher gewesen als 90 Meter Kurve in 11 Sekunden..." Daß die USA-Staffel am Ende Olympiagold holte, verdankte sie Ashford und der wegen Verletzung nicht mehr ganz intakten sowjetischen Schlußläuferin Natalja Pomoschtschnikowa.

Über 4 × 400 m – es war in Sòul ihr elftes Rennen! – probte Griffith das Jahr '89. Sie will Marita Kochs 47,60-s-Weltrekord brechen, der zu den derzeit besten der Leichtathletik überhaupt gehört. Hinter dem letzten Wechsel kämpfte die Kalifornierin gegen die sowjetische Olympiasiegerin Olga Brysgina einen großen, aber vergeblichen Kampf. Mit einer Einzelzeit von 48,08 s war sie hervorragend, Brysgina aber war phantastisch: 47,82 s – die letzte und entscheidende Zutat zum Weltrekord der sowjetischen Staffel. Gleichwohl haben beide in diesem olympischen Zahn-um-Zahn-Duell eine wichtige Erfahrung gemacht: Wer Kochs Weltrekord brechen will, hat eine harte Nuß zu knacken.

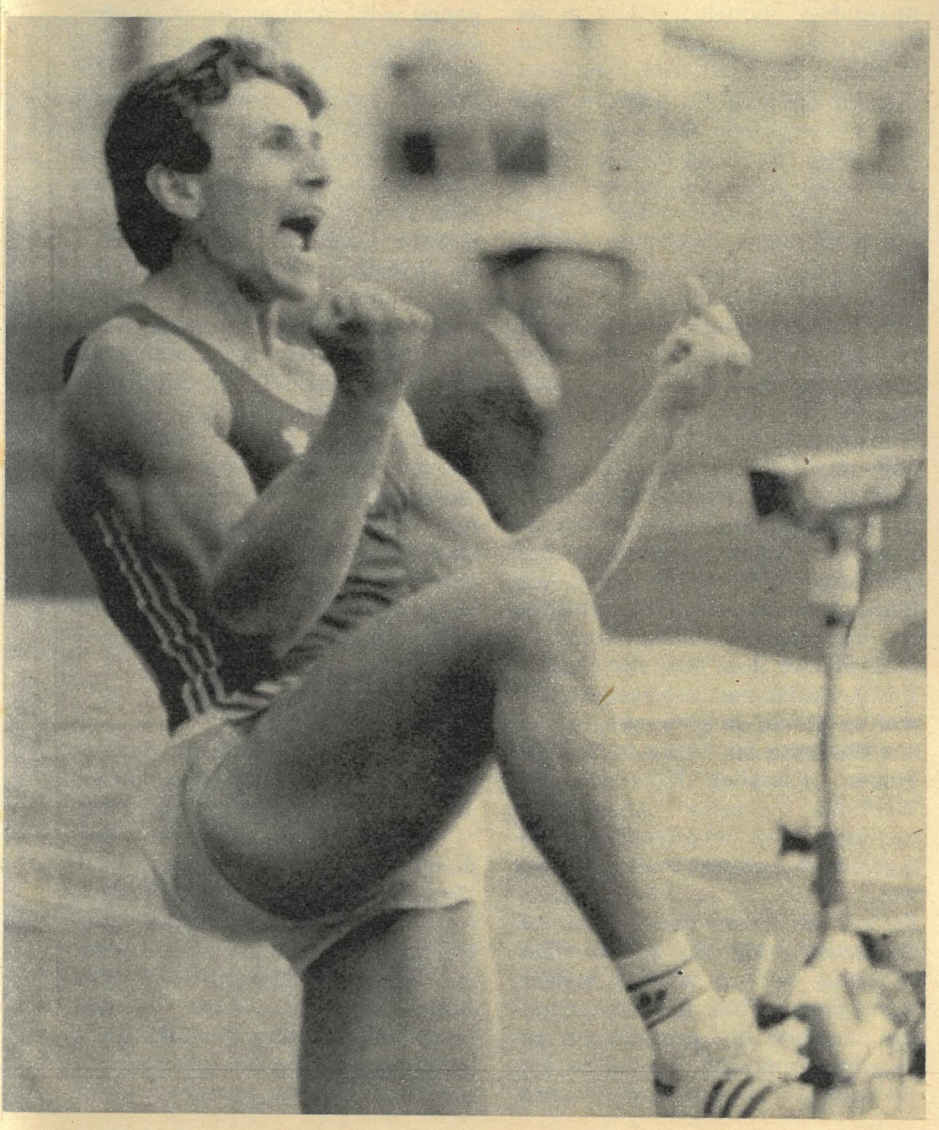
Wie die designierte 400-m-Läuferin Florence Joyner-Griffith steht auch deren Schwägerin Jackie Joyner-Kersee vor einer Reise ins Unbekannte. Fortwährend Siebenkampf-Weltrekord und die 7500 Punkte im Visier, will sie jetzt dem Rat ihres Ehemanns folgen und „für eine Weile mal etwas ganz anderes machen". Weitere vier Jahre halte sogar er als Trainer diese Siebenfach-Belastung nicht mehr aus, sagt Bob Kersee. „Aber wer mit 12,61 s Hürdensprint-Landesrekordlerin ist, die 200 m in 22,30 s durchläuft und nach 2:08,61 Minuten einen 800-m-Lauf übersteht, kann eine gute 400-m-Hürdenläuferin werden. Auf dieser Strecke wäre ein Weltrekord zu verbessern." Was nicht mehr und nicht weniger heißt, als daß Jackie Kersee schneller sein muß als Marina Stepanowa, die – sechsunddreißigjährig! – 52,94 s lief und dabei von einer Erfahrung lebte, die Kersee trotz ihrer siebenundzwanzig noch lange nicht hat. Die 400 m Hürden sind ungeeignet, sich die Zeit zu vertreiben.

Die schwindelerregenden Weltrekorde des Jahres '88 vor Augen, hat jemand zu Recht gesagt: „Heutigentags sind die Athleten mental so stark geworden, daß sie vor Barrieren nicht mehr zurückschrecken." Was sind Barrieren? Die 23 m im Kugelstoßen der Männer waren eine. Der Berliner Ulf Timmermann hat sie niedergerissen, und als sein Weggefährte Udo Beyer das miterlebte, ist's ihm „kalt den Rücken runtergelaufen". Die 80 m im Speerwurf der Frauen waren eine. Jetzt ist die Jenaerin Petra

Die Weltrekorde 1988

MÄNNER			
400 m	43,29 s	Harry „Butch" Reynolds (USA)	17. 8. Zürich
4 × 400 m	2:56,16 min (e)	USA (Everett/St. Lewis/ Robinzine/Reynolds)	1. 10. Sòul
Marathon	2:06:49 h	Belaine Densimo (Äthiopien)	17. 4. Rotterdam
Stabhoch	6,05 m	Sergej Bubka (UdSSR)	9. 6. Bratislava
	6,06 m	Bubka	10. 7. Nizza
Hoch	2,43 m	Javier Sotomayor (Kuba)	8. 9. Salamanca
Kugel	23,06 m	Ulf Timmermann (DDR)	21. 5. Chania
FRAUEN			
100 m	10,49 s	Florence Joyner-Griffith (USA)	16. 7. Indianapolis
200 m	21,56 s (SF)	Joyner-Griffith	29. 9. Sòul
	21,34 s (F)	Joyner-Griffith	29. 9. Sòul
4 × 400 m	3:15,18 min	UdSSR (Ledowskaja/Nasarowa/ Pinigina/Brysgina)	1. 10. Sòul
100 m Hürden	12,21 s	Jordanka Donkowa (Bulgarien)	21. 8. Stara Zagora
Weit	7,45 m (4. V/e)	Galina Tschistjakowa (UdSSR)	11. 6. Leningrad
	7,52 m (6. V)	Tschistjakowa	11. 6. Leningrad
Diskus	76,80 m	Gabriele Reinsch (DDR)	9. 7. Neubrandenburg
Speer	80,00 m	Petra Felke (DDR)	9. 9. Potsdam
Siebenkampf	7215 Pkt.	Jackie Kersee-Joyner (USA)	15./16. 7. Indianapolis
	7291 Pkt.	Kersee-Joyner	23./24. 9. Sòul

(e = Weltrekord eingestellt; SF = Semifinale; F = Finale; V = jeweiliger Versuch im gleichen Wettkampf)



Felke froh, daß mit der ewigen Fragerei Schluß ist: Na, Fräulein Felke, was denken Sie denn so über die achtzig? Die 7,50 m im Weitsprung der Frauen waren eine. Die Moskauerin Galina Tschistjakowa nahm ihre 7,52 m mit Gelassenheit hin: „Mein Trainer und Göttergatte Igor Beskrowni hat nämlich gesagt, es wäre doch gelacht, wenn eine Frau eines Tages nicht 7,80 m weit springen würde…"

Eine Barriere, die schon vier Jahre dastand, hat die Cottbuserin Gabriele Reinsch überwunden. Mit ihren 76,80 m war sie die erste, deren Diskus über die 75-m-Marke hinwegsegelte. Und im stillen Kämmerlein darf sich eine „Weltrekordlerin ohne Weltrekord" mit dem Gedanken trösten, daß sie als Olympiasiegerin und zweifache Weltmeisterin die erfolgreichste Diskuswerferin der achtziger Jahre ist: Martina Hellmann geb. Opitz. Am 6. September bewarb sich die Leipzigerin in einem internen Duell mit der Junioren-Weltmeisterin Ilke Wyludda um den noch vakanten dritten Platz im DDR-Olympiatrio. Erst später (im „Leichtathlet" 45/88) hat sie gestanden, was an jenem Tag so alles geschah: „Das Kampfgericht war anwesend, eine Dopingkontrolle wurde durchgeführt – aber das reichte für eine Weltrekord-Anerkennung eben nicht aus. Schade um die einmalige Serie: 76,92 – 78,14 – 70,52 – 76,56 – 75,66 – 74,04 m. Nach der Siegerweite sagte mein Trainer Bernhard Thomas zu mir: Nun zieh aber endlich deine Trainingsjacke aus."

Barrieren-Fehlanzeige im Stabhochsprung. Als beliebtester Alleinunterhalter der Leichtathletik ist der Donezker Sergej Bubka jenseits der sechs Meter noch immer solo. Dort verbessert er seinen Weltrekord scheibchenweise, und die 6,10 m sind für ihn nur eine Frage der Zeit. „Ein paarmal habe ich's ja versucht. Über kurz oder lang wird das schon klappen, denn ich will doch noch höher hinaus…"

Auch keine Barriere, dafür aber ein Alptraum, war Lee Evans' 400-m-Weltrekord der Männer, dessen 20. Geburtstag bevorstand. Daß die Feier ausfiel, dafür sorgte Harry „Butch" Reynolds (USA). Er lief – im Gegensatz zu Evans im Flachland – sage und schreibe 43,29 s! „In der Zielkurve lächelte mir der Weltrekord zu, was ich dann noch tat, tat ich in Trance. I c h allein bin diese Zeit gelaufen – ohne Höhenlage, ohne Windunterstützung irgendwo, nach 11,4 s auf der Zielgeraden! Ich könnte mich selbst umarmen!"

Hans Richard Vollbrecht

Fotos: Klaus Schlage (1), ADN-Zentralbild (3), Archiv.

Es war selbstverständlich, daß ich meine sowjetische Führungsstelle unterrichtete, wenn Maßnahmen der Nachrichtendienste oder der Justiz die Sicherheit ihrer Leute gefährdeten. So sollte ein in Hamburg lebender Sowjetbürger, Kirpitschew, unmittelbar vor seiner Rückreise in die Sowjetunion verhaftet werden, weil er der verbotenen Nachrichtenbeschaffung verdächtigt wurde. Ich konnte meine Freunde wenige Tage vor der geplanten Aktion treffen und mit ihnen absprechen, wie Kirpitschew am besten in Sicherheit gebracht werden könne. Da die Aufenthaltszeit von Kirpitschew in der Bundesrepublik ablief, war es plausibel, daß er die sowjetische Botschaft in Mehlem bei Bad Godesberg aufsuchte. Von dort aus reiste er aber nicht nach Hamburg zurück, wo das Verhaftungskommando des Bundeskriminalamtes schon im nassen Novemberwetter vor seiner Haustür wartete, um zuzugreifen. Kirpitschew war von Mehlem aus sofort nach Frankfurt am Main gefahren, in ein Flugzeug nach Berlin-Tempelhof gestiegen und von dort durch die offene Grenze nach Ostberlin gelangt.

Mein Pech war, daß die Beamten des Bundeskriminalamtes sich während des nächtelangen Wartens im kalten und nassen November 1960 stark erkälteten. Es waren dieselben, die mich nach meiner Verhaftung zu vernehmen hatten. Diese auf mein Konto gehende Grippe wollten sie mir nicht verzeihen.

Um diese Zeit muß es auch gewesen sein, da meldete uns das Auswärtige Amt in Bonn, in Bälde komme ein neuer Erster Botschaftsrat der sowjetischen Mission. Um seine Akkreditierung sei bereits nachgesucht worden. Dieses Verfahren war und ist üblich. Noch bevor neue Mitarbeiter der Sowjetbotschaft und auch anderer Vertretungen ihre Tätigkeit aufnahmen, wurde der BND informiert, um die lückenlose „Absicherung" organisieren zu können. Speziell für Operationen gegen die Botschaft der Sowjetunion gab es den sogenannten Arbeitsstab INDEX, dessen Leiter ich war. Als ich die Meldung vom Auswärtigen Amt las, fiel es mir nicht schwer festzustellen, daß dieser neue Erste Botschaftsrat offensichtlich mit dem Journalisten identisch war, den ich 1949 in Weimar anläßlich der Goethe-Feierlichkeiten kennengelernt hatte. Die ganze Angelegenheit wäre eine reine Routinesache gewesen, hätten sich nicht die Amerikaner lebhaft für ihn interessiert. Es gab ja nichts im BND, was nicht zugleich der CIA bekannt gewesen wäre, während es umgekehrt absolut nicht so war.

Jedenfalls zeigten die Amerikaner ein lebhaftes Interesse für meinen alten Bekannten. Sie hatten sich etwas ausgedacht, um ihn kurz nach seiner Ankunft zu provozieren. Den Amerikanern kam es darauf an zu testen, wie der Diplomat reagieren würde. Davon wollten sie weitere Schritte abhängig machen. Möglicherweise dachten sie sogar an Erpressung. Für sie barg die Operation keinerlei Risiko. Natürlich war ich in diese Pläne eingeweiht worden, denn ich sollte die Absicherung der „Aktion" organisieren. Zum größten Bedauern meiner amerikanischen Kollegen aber wurde der Akkreditierungsantrag für den neuen Ersten Botschaftsrat von der sowjetischen Regierung zurückgezogen.

Im Fall des sowjetischen Aufklärers Valentin Alexandrowitsch P., der sich 1950 in Köln eingelebt hatte und mit dem Aufbau eines Netzes zur Erkundung der Stützpunkte für Raketen und Kernwaffen in der BRD begonnen hatte, war dies anders. Ich erfuhr nur den bevorstehenden Verhaftungstermin, und den auch noch zu spät. Der Zentrale konnte meine Warnung nicht mehr dienlich sein. Da zergrübelt man sich den Kopf, kommt auf die waghalsigsten Ideen: selbst hinrennen, anrufen! Doch man muß einen kühlen Kopf behalten. Sicherlich, jeder Aufklärer ist auf solche Situationen vorbereitet. Er hat sie mit der Zentrale besprochen. Aber im Ernstfall muß man selbst entscheiden, das Risiko genau kalkulieren. Es ist eine nervliche Belastung, aus der man aber auch gestählt hervorgehen muß. Mit Wenn und Aber kann man nicht weiter tätig sein. Heute – auch im nachhinein – kann ich sagen, daß man nur so dem Kleinmut, der einen manchmal befällt, entrinnt.

Am Diagramm schrieb die richtige Seite mit

Die Gegenspionage nimmt in allen Geheimdiensten eine besondere Stellung ein, jedenfalls sagt man es so. Das mag stimmen, denn es geht darum, den Gegner zu hindern, die eigenen Pläne zu erfahren, indem man sich darum bemüht, dessen Mitarbeiter zu erkennen. Meine Aufgabe bestand nun gerade darin, zu erfahren, welche Positionen die westliche Gegenspionage von den sowjetischen Plänen aufgeklärt hatte. Es war sozusagen die dritte Dimension. Besonders kam es auf die Kunst an, den Gegner zu täuschen. Ich mußte gute Informationen aus dem Osten einbringen, damit kein Verdacht geschöpft wurde. Diese Informationen mußten sich im Einklang mit der allgemeinen Situation im Osten befinden.

Voraussetzung einer von mir gesteuerten Operation im BND war die „Aufklärung" von Karlshorst. Nachdem die Auswertung sich schon Monate mit diesem Problem befaßt und auch Zielpunkte für die Operateure gesetzt hatte, aber dann nicht vorwärts kam, wurde entschieden, daß sich ein erfahrener Operateur gezielt mit diesem Objekt befassen sollte. Auf Weisung meines Chefs wurde die Operation „Diagramm", so der Deckname für die Aktion gegen Karlshorst, samt Personal mir unmittelbar unterstellt.

Damit war gleichzeitig eine Zentralisierung der Gegenspionage gegen die Sowjetunion eingeleitet worden. Meine Querschnittsarbeit, die anfangs von mehr oder weniger interessanten Fällen in Ungarn, der ČSSR und der „SBZ" gelebt hatte, klang aus.

Spezialisierung war gefragt. Meinen Freunden und mir war diese Entwicklung nicht unlieb. In Westberlin setzte ich einen Mitarbeiter der Zentrale ein, der sowohl die Verbindung zum Westberliner Hauptquartier der CIA hielt als auch V-Männer führte. Dieser Stil war bis dato ein Novum und wurde von meinem Chef sehr begrüßt. Die Ergebnisse der Operation „Diagramm" sollten ziemlich umfangreich werden. In fünf buchdicken Bänden faßten wir Quartiere (Skizzen), Telefonnummern und Personaldaten, Katasterpläne bis zu den Trampelpfaden der Grundstücke zusammen. Diese Bände sind dann allen Bereichen des BND als eine Art Handbuch zugegangen. Der Generalbundesanwalt, die Landeskriminalämter, das Bundesamt für Verfassungsschutz benutzten diese Bände für ihre Vergleichsarbeit. Sie konnten es auch unbeschadet benutzen, da die sowjetische Seite keinesfalls so kleinkariert war, aus diesem Bereich Spielmaterial zu übergeben. Natürlich wurde in der Operation „Diagramm" nicht nur Material des Bundesnachrichtendienstes verarbeitet, sondern auch alle Erkenntnisse der CIA waren eingefügt. Die sowjetische Seite war damit gleichfalls informiert, in welchem Maße CIA und BND über die Basis der sowjetischen Aufklärung in Berlin Bescheid wußten.

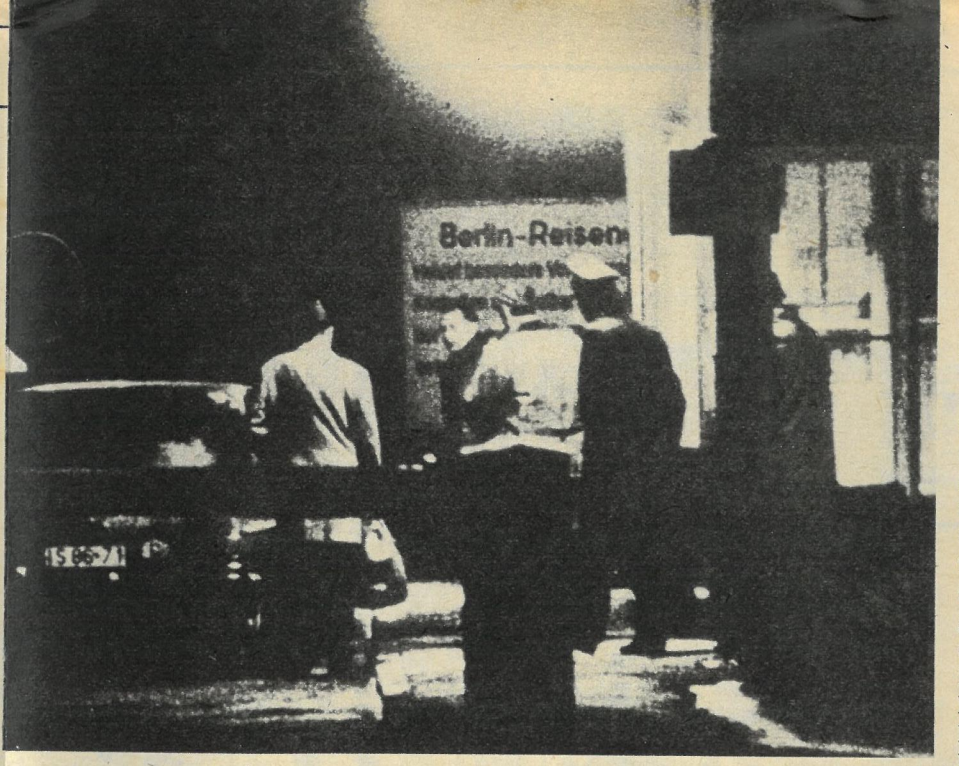
Diese Arbeit wurde bis 1959 natürlich laufend ergänzt. Die Operation „Diagramm", die vom BND geführt wurde, zwang nun die CIA – selbst die Zentrale in Washington –, gewünschte Daten und Informationen über das KGB in Mitteleuropa in Pullach – beim Referat Gegenspionage/Sowjetunion – abzurufen. So hatte sich schon in kürzester Zeit die Weitsicht der sowjetischen Aufklärung ausgezahlt. Wir erfuhren so, was die CIA-Residenturen in Madrid oder Rom über das KGB in Berlin-Karlshorst interessierte. Oft war unschwer zu erkennen, in welche Richtung die Aktionen der CIA gingen. Natürlich habe ich den Wert der Operation „Diagramm" nie überschätzt, wenngleich die Anlage dieses Auftrags breit gefächert war.

Es war im wesentlichen eine Außenbeobachtung, die zur Quellenwerbung genutzt werden konnte, wenn man wollte. In Besprechungen drangen die Amerikaner immer wieder darauf, daß auf der Basis dieser „Diagramm"-Erkenntnisse Quellen geworben werden sollten. Dennoch blieb die Ausnutzung dieser Erkenntnisbasis – nicht ohne meine „Steuerung" – weit hinter den Möglichkeiten zurück. Die CIA war der Auffassung, daß man mindestens dreißig Quellen benötigte, um Karlshorst unter Kontrolle zu haben. Sie selbst, die CIA-Offiziere, gestanden allerdings ein, nur über zehn Quellen zu verfügen, die sich aber auch nur in den Bereichen des deutschen Bedienungspersonals bewegten. Andererseits erfüllte ich jedoch mit der Ausführung von „Diagramm" einen sehnlichen Wunsch der Pullacher Zentrale, über Straßen, Gebäude und Lebensgewohnheiten in Karlshorst Auskunft erteilen zu können. So konnte sich das Referat Sowjetunion profilieren, ohne auffallend in den Mittelpunkt zu rükken. Es heißt: Wer beim Feind arbeitet, darf nicht aus der Reihe tanzen. Keine zu großen Erfolge, aber auch nicht zu wenig Erfolge. Ich glaube, die Operation „Diagramm" hat mir diese Arbeitsgrundlage im BDN geboten.

Allerdings gab es oft genug absurde Situationen. Wenn mir Berichte oder zusammenfassende Auswertungsergebnisse vorgelegt wurden, konnte ich – der Karlshorst bestens kannte – natürlich in vielen Fällen auf Anhieb erkennen, was falsch oder richtig war oder vom Auswerter falsch interpretiert wurde. Auch konnte ich schnell erkennen, welche Quelle nicht exakt meldete, darauf bauend, daß es so genau wohl nicht nachgeprüft werden konnte. Nur durfte ich von meinem „Über-Wissen" keinen Gebrauch machen und mußte die Dinge sich so darstellen lassen, wie sie nun einmal liefen. Da BND und CIA ohnehin ein völlig entstelltes Bild über Karlshorst und die Lebensumstände dort besaßen, spielte es letztlich überhaupt keine Rolle, was bei dieser Art Aufklärung herauskam. Das Angebot meiner Partner, diese Arbeit noch effektiver zu machen, indem sie mir durch den BND zu werbende Zielpersonen zur Verfügung stellten, lehnte ich aus naheliegenden Gründen ab. Es hätte meine verworrene Situation nur noch komplizierter gemacht. Das wäre doppelte Gegenspionage gewesen – wer hätte diese Steuerung noch neben vielen anderen Aufgaben besorgen können?

Die Quellen wurden nicht verstopft...

Eine wesentliche Hilfe für die Arbeit gegen Karlshorst gewährten die sogenannten Befragungsstellen – BEFRA. Gemeinsam mit den dem BND befreundeten Diensten – Verfassungsschutz, britischen, französischen und amerikanischen Nachrichtendiensten ziviler und militärischer Prägung – hatte der Bundesnachrichtendienst in den Landeshauptstädten der BRD diese Befragungsstellen der „Hauptstelle für das Befragungswesen" unter



Nach achtjähriger Haft in der BRD wird Heinz Felfe 1969 an der Grenzübergangsstelle Herleshausen ausgetauscht. Unteres Foto: Vom Obersten Sowjet der UdSSR wurde Heinz Felfe mit dem Orden „Roter Stern“ und dem Rotbannerorden ausgezeichnet.

Gegenspionage wird zum Bumerang

Er war, damals als junger Referendar, ein Rädchen im Getriebe des faschistischen Nachrichtenapparates – und wurde abgeschreckt von dem Regime, dem er diente. Aus Scham und Erbitterung kam Ablehnung, aus Nachdenken erwuchsen Erkenntnis und Willen, mit der Vergangenheit ein und für allemal zu brechen. Doch Heinz Felfe ging noch einen Schritt weiter: Er wurde zum Kämpfer – als Kundschafter für die UdSSR, der bis ins Zentrum der BRD-Spionage vordrang. Vor kurzem erschien die Autobiographie „Im Dienst des Gegners“ von Prof. Dr. jur. Heinz Felfe; FREIE WELT druckt – mit Genehmigung des Verlages der Nation – Auszüge.

Mithilfe der Landesbehörden eingerichtet. In ihnen waren Angehörige der genannten Dienste tätig. Diese Stellen erhielten weisungsgemäß von den Meldebehörden die Zuzugsmeldungen von sämtlichen Personen, die im entsprechenden Bundesland als Umsiedler oder Flüchtlinge aus dem Ostblock zureisten. Auch die Erfassungen und die Resultate der ersten Befragungen aus den Notaufnahmelagern gingen über die BND-Zentrale diesen Stellen zur weiteren ausführlichen Vernehmung zu. Interessante und geeignete Personen wurden sehr freundlich zu einer Befragung gebeten, wobei man anklingen ließ, daß sie für die Aufnahme in der Bundesrepublik auch eine Gegenleistung zu erbringen hätten.

Die interessierten Fachreferate der BND-Zentrale gaben Aufklärungswünsche bekannt, die dann erfüllt wurden. Für meinen Auftrag „Diagramm“, die Aufklärung des sogenannten Sperr- und Wohngebietes Karlshorst, verlangte ich also die Befragung aller Personen, die aus dem Stadtteil Karlshorst – dort arbeitend oder wohnend – in die BRD gekommen waren. Daneben gab es noch spezielle Wünsche, beispielsweise nach Personal der Kommunalen Wohnungsverwaltung Karlshorst II, des Sonderbaustabs Wünsdorf und so weiter, alles Stellen, die mit dem Sperr- und Wohngebiet Karlshorst zu tun hatten.

Den Befragten standen umfangreiche Dokumentationen wie Stadt- und Detailpläne, Namens- und Telefonverzeichnisse, Fotos und dergleichen zur Verfügung. Es wurden also Leute aus Karlshorst befragt, wie der Verlauf der Einzäunung ist, wie die sichtbaren Funkantennen aussehen, wo Ein- und Ausfahrten liegen, was für Fahrzeuge passieren, ob Russen Kontakt zu Deutschen haben... Die Annahmekraft einer chemischen Reinigung wurde beispielsweise einmal den ganzen Tag lang befragt, welche Russinnen Kleider zur Reinigung bringen, oder ein Zahnarzt wurde verhört, der einen Sowjetbürger notversorgt hatte.

Diese Befragungen erbrachten für sich gesehen magere Erkenntnisse, aber es reihten sich Mosaiksteine aneinander. Besonders wichtig waren Tips auf Personen, die man ansprechen und als Quellen gewinnen konnte. So kam es zu einer sehr ertragreichen Verbindung zu einem in der Wohnungsverwaltung arbeitenden Ehepaar, das dem BND über Namen und Eigenheiten der russischen Mieter berichtete, das deutsche Hilfspersonal, beispielsweise Heizer, Mechaniker, nannte und für viele Detailerkenntnisse sorgte.

Selbstverständlich verstopfte das KGB diese Quellen nicht – wie auch in anderen Fällen. Ich hatte mit ihm ein Abkommen getroffen. Mir wurde zugesagt, in keinem Fall Personen auszuschalten, die nur durch mich den sowjetischen Behörden bekanntgeworden waren.

Erkannte Agenten, die unter Kontrolle sind

Ich konnte mich davon überzeugen, daß sich meine sowjetischen Freunde stets an dieses Abkommen gehalten haben. Auch später, ja bis heute, leben BND-Quellen hier in sozialistischen Staaten, die man durch mich seit Jahrzehnten kennt und die unbehelligt bleiben. Die Gegenspionage denkt eben anders als die Abwehr im engeren Sinn, denn für einen verhafteten Agenten wird bald ein neuer nachwachsen, den man nicht kennt und der unkontrolliert arbeitet. Ein Agent, der unter Kontrolle ist, kann kaum Schaden anrichten, läßt aber seinen Auftraggeber im Glauben, es sei alles in Ordnung, das Aufklärungsziel sei gedeckt.

Der alte artilleristische Grundsatz „Deckung geht vor Wirkung“ gilt auch im Nachrichtendienst. Er galt auch für mich, und man kann sagen, durch mich allein ist niemand zu Schaden gekommen. Das vorerwähnte Ehepaar aus der Karlshorster Wohnungsverwaltung lebt heute in der BRD – die sowjetische Seite ließ sie im Spätsommer 1961 unbehelligt in die BRD gehen, obwohl rechtzeitig bekannt war, daß sie flüchten würden. Sicherlich, etwas anderes wäre auch nicht sinnvoll gewesen. Es war viel wichtiger, daß ich eine kontrollierte Führungsnahme mit dem BND hatte und immer den Versuch unternehmen konnte, das Doppelagentennetz auszunutzen. In den meisten Fällen einigte ich mich jedoch mit meinem Führungsoffizier „Alfred“, auf Spiele zu verzichten. Ich will nicht bestreiten, daß dies viel Selbstbeherrschung von beiden Seiten und vor allem ein Denken auf lange Sicht erforderte.

Ein Jahrzehnt kämpfte Heinz Felfe an der „unsichtbaren Front“. Er deckte – bis zu seiner Verhaftung am 6. November 1961 – eine Vielzahl von Vorhaben und Aktionen des Gegners auf. Nach einem zweiwöchigen Prozeß vor dem Obersten Bundesgericht im Juli 1963 lautete das Urteil: 14 Jahre Zuchthaus ohne Anrechnung der Untersuchungshaft, was faktisch die BRD-Höchststrafe von 15 Jahren noch übertraf. Im Austausch gegen 21 Agenten von Geheimdiensten der BRD und der USA, die sich in Haftanstalten der DDR beziehungsweise der UdSSR befanden, kam Heinz Felfe am 14. Februar 1969 in die DDR. Hier promovierte er und wirkte später viele Jahre als Prof. Dr. jur. an der Sektion Kriminalistik der Humboldt-Universität zu Berlin, wo er noch weiterhin Doktoranden betreut.

Ende

Fotos: Archiv, privat

Kein Tag in der Weimarer Republik, an dem die Arbeiterklasse nicht spürte, was 1918 versäumt worden war. Am 1. Mai 1929 knüppelte die Polizei in Berlin brutal auf die Arbeiter ein und erschoß 31 Demonstranten.

Dieser Legien posiert auf den alten Fotos als stattlicher Mann, peinlich frisiert, den Schnurrbart hochgezwirbelt. Die guten Zigarren des Herrn von Raumer, der 1920 Reichsschatzminister und 1923 Reichswirtschaftsminister wurde, werden dem eitlen Kleinbürger, der den Mann von Welt spielte, schon imponiert haben. Aber natürlich haben nicht die Zigarren und auch der Burgunder nicht den Ausschlag gegeben.

Am 9. November, am entscheidenden Tag der Revolution also, und noch zweimal, am 11. und am 12., trafen sich sozialdemokratische Gewerkschaftsführer, Legien vorneweg, im Berliner Hotel Continental mit Stinnes, Siemens und anderen Unternehmern. Die Herren von der großen Industrie fast machtlos, und sie wußten es. Legien ausgerüstet mit der Macht, die ihm die Revolution gab, er aber wußte es nicht, nein, er wollte es nicht wissen, denn er war ein Sozialdemokrat vom Schlage Eberts. Am 15. November wurde die „Arbeitsgemeinschaft" besiegelt. Die Gewerkschaften als alleinige Interessenvertretung der Arbeiter anerkannt, Koalitionsfreiheit, 8-Stunden-Tag, Tarifabkommen, paritätisch besetzte Schlichtungsausschüsse. Rechnet man die übrigen Früchte der Revolution hinzu – Sturz der Dynastien, allgemeines, gleiches, geheimes Wahlrecht für Männer und Frauen über zwanzig, Versammlungs- und Pressefreiheit, Aufhebung der Gesindeordnung – ist der Gewinn für die Arbeiter unübersehbar. Aber das alles wäre auch ohne Kuhhandel zu haben gewesen.

Beide Seiten feierten ihren Sieg, die Unternehmer zu Recht. Was gewannen sie? Was sie in jenen Novembertagen bereits verloren hatten: „Ruhe und Ordnung" in ihren Betrieben. Keine Rede von Enteignung, statt dessen Garantie des Besitzstandes, System und Macht unangetastet. „Wenn das Haus brennt", hat Bosch gesagt, „löscht man schließlich auch mit Jauche auf die Gefahr hin, daß es nachher in dem Haus eine Weile nachstinkt". Mit anderen Worten, den Hals aus der Schlinge ziehen, dann wird sich alles finden. Genau so ist es gekommen.

Während die erste Regierung der Weimarer Republik, an der Spitze Herr Scheidemann von der SPD, von der „konstitutionellen Fabrik auf demokratischer Grundlage" schwafelte und ihre Plakate mit dem betrügerischen Slogan „Die Sozialisierung marschiert" an alle Wände klebte, schüttete die AEG für das abgelaufene Jahr 14 Prozent Dividende aus. Auch ein verlorener Krieg kann ein lohnendes Geschäft sein. Wenige Jahre vergingen, und Hugo Stinnes, Herr eines riesigen Montankonzerns, war der reichste Mann Deutschlands.

Jürgen Jessel

Lesenswertes zu unserem Beitrag: Wolfgang Ruge, Novemberrevolution, Berlin 1918.

Foto: FW-Archiv

„Raumer ... war vor de
dann seine Beamtenlau
trokonzern AEG überg
zwischen Walther Rath
Führer der Gewerkscha
gemeinschaft zwischer
handelt worden ... Ger
sessel, in dem damals
gesessen hatte, währe
dem Sofa, die Schicksa
guten Burgunder und
spendiert hatte, führte
in érster Linie zurück."

3

ZEUGENVERNEHMUNG

**Eine FREIE WELT-Serie:
zeitgenössische Zeugnisse deutscher Zustände –
Dokumente, Erinnerungen,
Fotos; Tatsachen, Urteile, Meinungen. Rückblick
auf drei Jahrzehnte und ein Jahr: vom
Zusammenbruch des Kaiserreichs im November 1918
bis zur Gründung der DDR im Oktober 1949**

Kuh-handel

em Krieg Landrat gewesen, hatte aber
ufbahn aufgegeben und war in den Elek-
getreten … In seiner Wohnung war 1918
henau, dem Chef der AEG, und dem
haften, Legien, die sogenannte Arbeits-
n Unternehmern und Arbeitern ausge-
rn zeigte er noch den tiefen roten Leder-
Legien bei Rotwein und Zigarre
end er mit Rathenau, ihm gegenüber auf
alsfrage der Nation besprach. Auf den
die erstklassigen Zigarren, die er dazu
Raumer den Erfolg der Verhandlungen

**Wolfgang Gans Edler Herr zu Putlitz:
Unterwegs nach Deutschland**

„… eine Versicherungsprämie, die die Kapitalisten zahlen wollen, um vor den Angriffen gegen das kapitalistische System gesichert zu sein."

**Paul Lange in der „Roten Fahne" vom 21. 11. 1918
über die Arbeitsgemeinschaft
zwischen Unternehmern und Gewerkschaften**

„Nächste wirtschaftliche Forderungen: … 4. Enteignung aller Banken, Bergwerke, Hütten sowie aller Großbetriebe in Industrie und Handel durch die Räterepublik."

**Programm der KPD,
angenommen auf dem Gründungsparteitag**

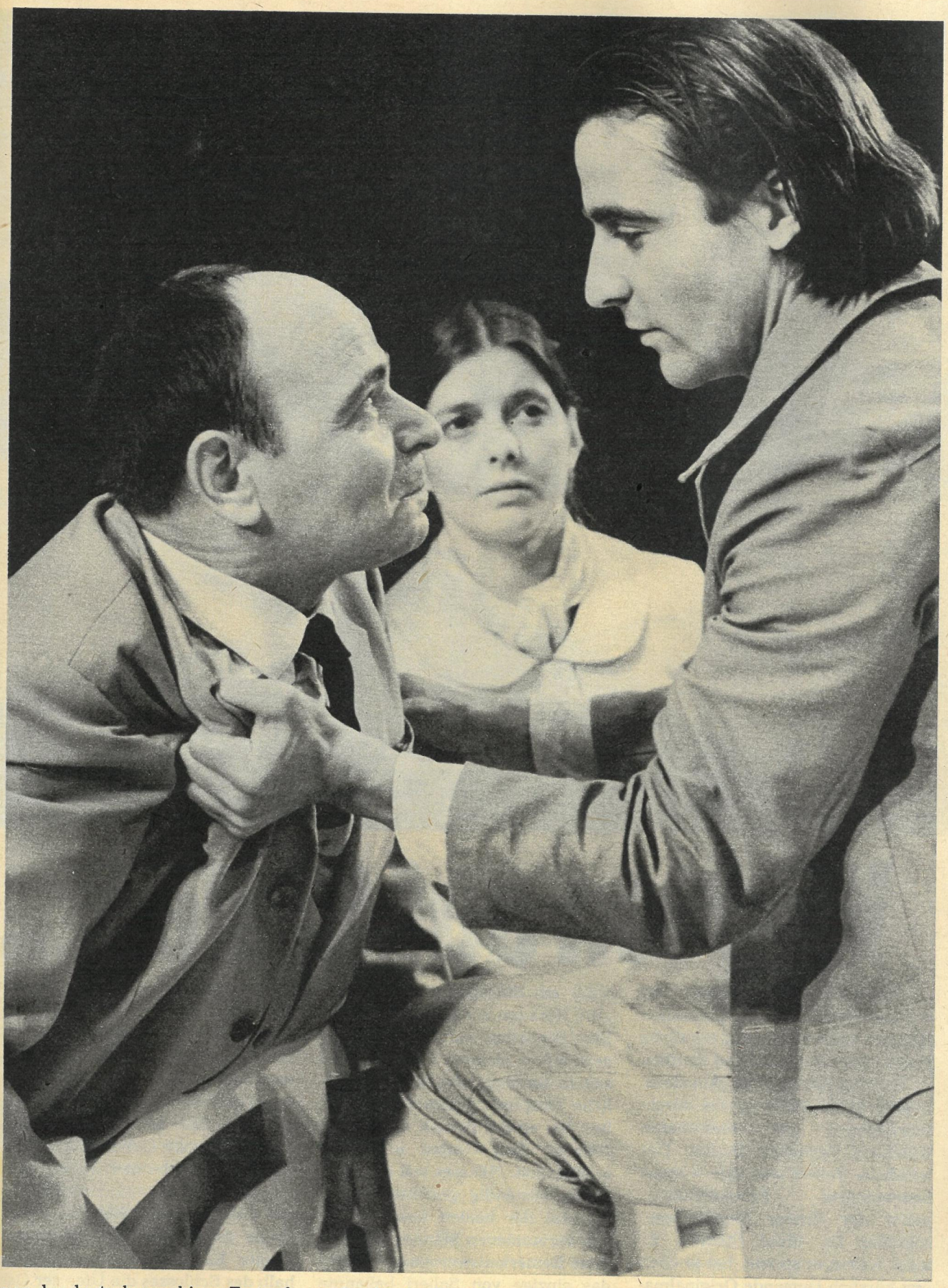
Konfrontation: Professor Mamlock (Jürgen Verch) und sein faschistischer Widersacher Dr. Hellpach (Marc Hetterle) in einer bemerkenswerten Aufführung des Friedrich-Wolf-Theaters Neustrelitz

Der Mann und sein Stück

Friedrich Wolfs Drama „Professor Mamlock"

„Mitten in der Zeit leben" – das war der Schreibimpuls für Friedrich Wolf, der am 23. Dezember 1888 geboren wurde. Als er am 5. Oktober 1953 starb, hinterließ er zahlreiche Prosatexte, Romane, Filmbücher, Hörspiele, Gedichte und mehr als zwanzig Dramen. Mit dem Schauspiel „Professor Mamlock" ätzte sich sein populärer Name noch tiefer ins zeitgenössische Bewußtsein und zugleich ins historische Gedächtnis. Er wollte immer „mit beiden Schultern in seine Tage ragen" und ragt mit seinem, für damalige Zeitgenossen brandaktuellen ersten marxistischen Kampfstück gegen den deutschen Faschismus auch hinein in unsere Tage. Dieses, sein meistgespieltes Schauspiel m u ß t e er schreiben, aus politischer Verantwortung, „mit rotem Zorn", als klarstellende Erwiderung auf all die vorwurfsvollen Anrufe, die ihn frühmorgens am 28. Februar 1933 nach dem Reichstagsbrand bestürmten. Ärzte, Juristen, Buchhändler, Theaterleute und viele seiner Patienten, die ihm ewige Dankbarkeit und Treue geschworen hatten –, sie drückten dem kommunistischen Künstler und jüdischen Arzt Friedrich Wolf ihre Empörung über den „bolschewistischen Terrorakt" aus. Auch sie glaubten damals, verblendet oder nationalistisch aufgewiegelt, im Reichstagsbrand einen „Beweis für die Gefahr von links" zu sehen. Genau dieser offiziellen Zwecklüge, „die saß wie ein schlechter Schorf, unter dem der Eiter weiterfrißt", schlug Friedrich Wolf mit seinem „Professor Mamlock" offen ins Gesicht. Einen so unerschrockenen Autor hatten die Nazis von vornherein „auszuschalten" versucht. In seiner Ausbürgerungsakte kann man es nachlesen: „Dr. Wolf ist nach seiner ganzen Veranlagung und Betätigung in politischer Hinsicht als ein Volksschädling anzusehen, der ... in Wort und Schrift gegen das neue Deutschland hetzt ..."

Gleich nach seiner Flucht Anfang März 1933 in die Schweiz begann Friedrich Wolf in Basel mit der Arbeit am „Mamlock". Die Uraufführung fand 1934 in jiddischer Sprache am Warschauer Kaminski-Theater statt. Welterfolg aber ging



Konsequenz: Mamlocks Sohn Rolf (Henry Meyer, rechts) wird den Kampf in den Reihen der Kommunisten aufnehmen

von der deutschsprachigen Erstaufführung unter dem Titel „Professor Mannheim“ 1935 in Zürich aus. Figuren, Konflikte und politische Hintergründe wurden derart scharf beleuchtet, daß es die Diskussionen von der Bühne auf die Straße trug. Diese lodernde Wirkung war nicht zuletzt auch Kurt Horwitz in der Rolle des jüdischen Professors zu danken, ebenso dem berühmten Heinrich Greif als zackig-kalter Gegenspieler in Gestalt des Naziarztes Dr. Hellpach und der Idealbesetzung mit Wolfgang Langhoff als Jungkommunist Ernst. Von Zürich aus zog das Stück unaufhaltsam durch die Welt: von der Sowjetunion bis in die USA, von Schweden bis nach Japan. In vierzehn Sprachen rief das leidenschaftliche Zeitdrama zum antifaschistischen Widerstand auf.

Für die Zeitgenossen wie die Nachgeborenen war die Auseinandersetzung mit der Vergangenheit eine lebensnotwendige, eine dringliche Aufgabe, und unvergessen ist der große Menschengestalter Wolfgang Heinz als Professor Mamlock in der Inszenierung des Deutschen Theaters Berlin 1959, die fünf Jahre lang auf dem Spielplan stand.

Zum 100. Geburtstag des Dramatikers in diesem Jahr nun zeigt das „Friedrich-Wolf-Theater“ in Neustrelitz eine bemerkenswerte neue Inszenierung des „Mamlock“. Dabei stützt sich das Theaterkollektiv unter Regisseur Reinhard Hellmann auf Anregungen und ursprüngliche konzeptionelle Absichten Friedrich Wolfs. Und es stellt sich auf das heutige Wissen wie auf die heutigen Fragen ein. Stärker tritt die dramatische Konfrontation von Vater und Sohn in den Vordergrund, auch wird mit verblüffenden, das Umfeld erhellenden Zwischenspielen experimentiert.

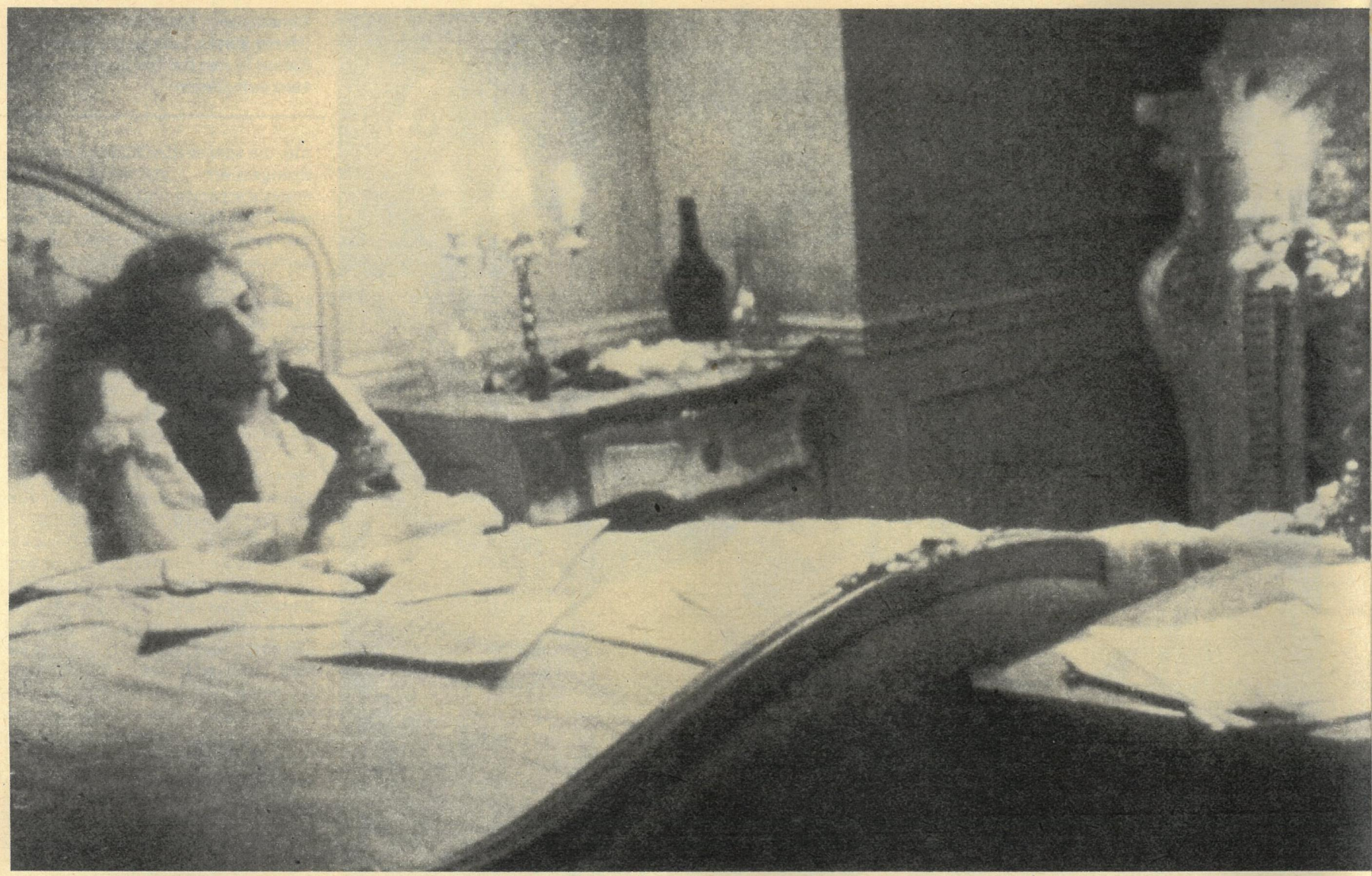
Gleich zu Beginn erscheint auf der Bühne nicht wie erwartet eine Figur aus dem Stück, sondern eine strohblonde, seilspringende Germania, die später ihre Söhne exerziert, drangsaliert…; „der Verstand steht erstens stramm und zweitens still“, wie Erich Kästner schrieb. Da werden jene „braven“ kleinen „Erzeuger“ und Bürger aufs Korn genommen, denen Friedrich Wolfs Wirkungsabsichten hauptsächlich galten. Da werden zwischen die einzelnen Akte revuehafte Szenen gestreut, die jene Schau-nicht-hin-Unterhaltung bloßstellen, hinter deren glimmernder Fassade das Unrecht marschiert, die Schreie der Gepeinigten nicht vernommen werden sollen.

Der alte Mamlock, gespielt von Jürgen Verch, zerbricht hier nicht daran, daß er in den Schraubstock äußerer Zwänge gerät, sondern weil er in tragischer Verkennung der heraufziehenden Bedrohung aller humanistischen Werte zu lange auf Loyalität und auf „alte Verdienste fürs Vaterland“ setzt. Er, ein konservativer Deutscher jüdischer Abstammung –, war er nicht ein Mann, wie ihn anfangs der junge Arzt Hellpach charakterisiert: eisern, deutsch, national? Der verzweifelte Selbstmord Mamlocks am Ende – eine Flucht, aber auch das Fazit einer zu spät erkannten politischen Einmischungspflicht.

Zum wichtigsten Gegenpart im Stück wird der Sohn Rolf, er ist Kommunist. Einziger in der Familie, der die Auseinandersetzung wie den gewagten Einsatz nicht scheut. Intellektuell-schlaksig, ein volldurchblickender Typ, Henry Meyer spielt ihn mit Ausstrahlung, überzeugend. Was im vordersten Gespann des Faschismus emporstob, Friedrich Wolf gestaltete das in der Figur des faschistischen Mamlock-Widersachers Dr. Hellpach, den Marc Hetterle gibt. Seine Ansichten, von den Braunen kommandiert, spult er wie eine Grammophonplatte ab, zwischen Unsicherheit und Aggressivität schwankend, ein gestiefelter Emporkömmling, der alsbald die Klinik beherrscht…

„…zieh dich zurück, laß doch diese ganze verrückte Welt, dieses Narrenhaus da draußen“, im Stück sagt es die Frau Mamlocks. Es war die dumpfköpfige Haltung Tausender. Gegen diese Wand aus Blindheit und Angst hat sich der Kommunist Friedrich Wolf mit der ganzen Wucht seines Könnens gestemmt. „Um die Feinde zu besiegen, braucht man Mut, nochmals Mut, immerzu Mut!“ Er hat 1933 das als Motto vor seinen „Professor Mamlock“ gestellt.

Günter Egemann (Text)
Wolfdietrich Gerhard, Ulrich Rödiger (Fotos)



Warten auf Salieri...

Mozart und Salieri – Puschkin schrieb eine kleine Tragödie, Miloš Forman machte einen großen Film, Peter Shaffer sein Bühnenstück. Und spätestens seither wissen Millionen Zuschauer in aller Welt „alles“ über Antonio Salieri. Der ewig Zweite, der Mittelmäßige, jener meisterhafte doch nicht begnadete vermeintliche Gegenspieler des göttlichen Genius Amadeus. Wer aber kennt seine Musik? Wie war er wirklich? Er war Italiener und seit 1774 am Wiener Hof als Kammerkompositeur angestellt. Er dirigierte die italienische Oper und trug den Titel Hofkapellmeister. Zu seinen Schülern hatten Ludwig van Beethoven und Franz Schubert gehört, Franz Liszt lernte bei ihm Harmonie- und Kompositionslehre. Der erinnerte sich später „... er hatte die große Güte gehabt, in den Jahren 1822 bis 1823 mich zu unterrichten; nicht in der Kunst zu komponieren – denn die kann man nicht erlernen – wohl aber im Gebrauch der verschiedenen Schlüssel und der zu seiner Zeit in den Partituren üblichen Verfahren.“

„Es wäre gewiß von Nutzen, mit der Aufführung der authentischen Hinterlassenschaften das wirkliche Profil dieses Komponisten deutlich zu machen, der im Film ‚Amadeus‘ besonders als Prototyp des durchschnittlichen und dienstbaren Künstlers herhalten mußte. Der wirkliche Salieri war eine weitaus bedeutendere Persönlichkeit“, meint der Brnoer Musikwissenschaftler Dr. Miloš Štědroň. Er weiß, wovon er spricht, hat er doch erst kürzlich Dutzende Originalmanuskripte Salieris in den Händen gehalten und – auf Bitten des Dirigenten Václav Nosek – die Partituren auf ihre heutige Spielbarkeit hin studiert.

Auf Schloß Náměšť nad Oslavou, vierzig Kilometer westlich von Brno, hatte man Salieris Notenbücher im Nachlaß der Adelsfamilie Haugwitz gefunden. Nun gehören die wertvollen Autographe und zeitgenössischen Kopien zum Fundus der Musikalienabteilung des Mährischen Museums in Brno: die Opern Atar, Armida und Cesare, ein Oratorium, Kantaten, Chöre, sogar ein Singspiel mit dem Titel „Die Hussiten vor Naumburg“.

Eine Sensation war es unter Kennern schon, als man feststellte, daß sich in der Haugwitz-Sammlung etliche Originale befanden, die Salieri bei einem Besuch auf Schloß Náměšť dem Grafen selbst geschenkt hat. Näheres soll der noch nicht vollständig gesichtete Briefwechsel der beiden freundschaftlich verbundenen Männer klären.

„Das Bemerkenswerteste ist gewiß das einzige von Salieri bekannte Requiem, das hier als Manuskript und Abschrift erhalten blieb“, berichtet Dr. Štědroň von seinen Forschungen. Es trägt den geheimnisvollen Titel „Piccolo Requiem composto de me e per me, piccolissima creatura Antonio Salieri, Vienna agosto 1804“, also „Kleines Requiem von mir und für mich, das nichtigste Wesen.“ Salieri hatte es seinem Freund Haugwitz verbunden mit dem Wunsch geschenkt, es möge erstmals in Náměšť nad Oslavou aufgeführt werden. Dr. Štědroň schlug es darum 1988 dem Internationalen Musikfestival Brnos zur Aufführung vor. Und zweifellos wäre das ursprünglich im Stil der Renaissance errichtete Schloß mit seinem Arkadenhof und dem Terrassengarten eine malerische Kulisse für diese Premiere. Zumal am einstigen Sitz derer zu Haugwitz heute wertvolle Gobelins aus dem 16. bis 18. Jahrhundert zu betrachten sind, auch die steinerne Brücke mit ihren zwanzig Statuen – eine kleine Schwester der berühmten Prager Karlsbrücke – die unterhalb des Schlosses die Ufer der Oslava verbindet, nicht wenige Besucher der unweit gelegenen mährischen Metropole zu einem Abstecher nach Náměšť verlockt.

Doch müssen die Musikliebhaber weiterhin „auf Salieri warten“, denn sicher ist man sich bislang in Brno noch nicht, ob es nicht doch noch irgendwo eine Kopie des Requiems gibt, die die Weltpremiere in der Tschechoslowakei vereiteln könnte.

Regine Standke

Fotos: Archiv

Formans Filmversion – der sterbende Mozart diktiert Salieri s e i n Requiem (links außen)

Malerische Kulisse – Schloß Náměšt' nad Oslavou (links)

Der Kompositeur – Antonio Salieri 1750–1825 (links unten)

Die Schloßbibliothek – Fundort des „Kleinen Requiem“ (unten)

Die letzte

Jaroslav Seifert

Der eine träumt im Dezember von den ersten Krokusspitzen, Jaroslav Seifert schreibt im Fliederduft eine Weihnachtsgeschichte. Sie gehört unbedingt zu „Allen Schönheiten dieser Welt" wie sein Band Geschichten und Erinnerungen beim Aufbau-Verlag überschrieben ist. Wir möchten zum Jahreswechsel über den tschechischen Nobelpreisträger anregen, die liebevolle Behandlung der „kleinen" Prosa fortzuführen – daß uns „Die letzte Weihnachtsgeschichte in Böhmen" nicht traurig stimmt. Eckhard Thiele übersetzte sie ins Deutsche.

Ich schreibe diese Zeilen, und durch das weit offene Fenster strömt auf meinen Schreibtisch laue, von allerlei Düften erfüllte Frühlingsluft. Der Flieder blüht. Doch selbst das liebliche Frühjahr kann mich nicht von diesem so winterlichen Thema abbringen. Viele denken womöglich, vor meinem Fenster welle sich glitzernder Schnee, auf der Straße knirsche es unter den Füßen der Menschen, und das Thermometer zeige unter Null. Ach wo! Soeben hat meine Tochter ein paar riesige chinesische Pfingstrosen gebracht und auf meinen Tisch gestellt. Mir geht es wie Vladimír Holan, der in einem Brief gesteht, von Neujahr an freue er sich immer schon aufs nächste Weihnachten. Ich liebe dieses Fest. Und die entzückenden Bilder einer Weihnachtsidylle kann ich mir sogar auf dem heißen Sand des sommerlichen Flusses vorstellen. Warum sollte mich der blühende Flieder daran hindern?

Als kleiner Junge las ich begierig alle Weihnachtsgeschichten, die ich fand. In der Sonntagsbeilage der „Národní politika", in Vilímeks humoristischem Kalender und auch in den Postkalendern, die einem die Briefträger vor den Feiertagen gern brachten. Für jedes bißchen Weihnachtspoesie, für jede freundliche Erwähnung und selbst für das armselige Flämmchen einer Weihnachtskerze war ich immer dankbar.

An eine Weihnachtsgeschichte aus einem Postkalender erinnere ich mich heute noch. Gelesen habe ich sie vor siebzig Jahren. Ach du meine Güte! Vor siebzig Jahren!

Sie war zum Weinen einfach, doch ich werde sie erzählen: Irgendein Onkel – in der Gegend von Jičín sagt man jedenfalls so –, der gern im Wirtshaus herumsaß und Bier trank, vergaß auch am Heiligen Abend das Nachhausegehen. Seine junge Frau wartete daheim vergebens. Als er spätabends aufbrach, fiel dichter Schnee und hüllte alles ein. Der Betrunkene torkelte die weiße Landstraße entlang. Plötzlich geriet er ins Wanken und sank neben einem Telegrafenmast in den Schnee. Er legte beide Arme um den Mast, lehnte das Gesicht an das imprägnierte Holz und schlief ein. Aber nach einer Weile hörte er im Telegrafenmast eine Stimme. Es war die Stimme seiner Frau! Sie schäkerte mit einem jungen Forstadjunkten, sagte, er könne ruhig kommen, ihr Mann sei nicht zu Hause und werde noch lange nicht zurückkehren, sie würden beide allein sein! Schlagartig wurde der Betrunkene hellwach, rappelte sich auf und eilte nach Hause, so schnell ihn die Füße trugen. Eine Zeichnung von Stroff zeigte das Ende der Geschichte. Der Betrunkene kniet vor seiner Frau, hat den Kopf in ihren Schoß gelegt, und die Frau lächelt zufrieden.

Alsdann: frohe und glückliche Festtage!

Wie dumm und primitiv, nicht wahr? Gewiß! Damals aber gefiel mir die Geschichte wegen ihres weihnachtlichen und versöhnlichen Endes. An den Postkalender habe ich mich oft erinnert – manchmal in Situationen, die recht ähnlich waren. Deshalb habe ich die Geschichte wohl behalten.

Weihnachtsgeschichten werden schon lange nicht mehr geschrieben. Sie sind irgendwie aus der Mode gekommen. Die Zeit ist anders geworden. Aber auch die Feiertage sind nicht mehr so, wie sie in meiner Jugend waren. Es schneit nicht mehr so dicht und so schön, man geht nicht zum Rorate in die Kirche, und die Weihnachtstage sind nicht mehr die Gelegenheit zu stiller und frommer Einkehr. Zwar werden noch die Lichter des Weihnachtsbaums angezündet, aber Weihnachtslieder werden nicht mehr gesungen. Man stellt den Plattenspieler an, und die jungen Paare tanzen moderne Tänze. Nach dem Abendessen trinkt man auch nicht mehr duftenden, himmlisch süßen Punsch, sondern etwas viel Schärferes. Wer würde heutzutage Weihnachtsgeschichten lesen!

Ich will es trotzdem wagen, noch eine zu schreiben. Es wird wohl die letzte Weihnachtsgeschichte in Böhmen, etwas Ähnliches wie der letzte Bär im Böhmerwald. Oder bin ich jetzt eingebildet? Ich lasse also diese Betrachtungen und fange an.

In unserer Straße auf der Břevnover Hochebene steht eine Villa, die bis vor kurzem eine Schlangenstation beherbergte. Das Haus lag uns vis-à-vis, und es war ein leichtes, Bekanntschaft mit unseren Nachbarn zu schließen. Zu der Villa gehören zwei Grundstücke. Auf dem einen befindet sich eine kleine barocke Wallfahrtskapelle, die unter Denkmalschutz steht. Die Villa hat also einen großen Garten. In der herpetologischen Station arbeiteten zwei Generationen: Dr. František Kornalík und sein Sohn František. Frau Kornalíková half ihnen. Sie züchteten Schlangen und nahmen ihnen Gift ab, das sie der pharmazeutischen Industrie lieferten. Sie selbst arbeiteten an einem Mittel gegen Krebs, für das sie Schlangengift brauchten. In ihrem hellen, geräumigen Keller hatten sie etwa zwanzig Vivarien voller Schlangen. Ich war enttäuscht, als ich die Schlangen zum erstenmal sah. Sie lagen reglos da und schliefen. Manchmal schaute ich den Kornalíks bei der Arbeit zu, und ich staunte immer wieder, wie geschickt sie mit den Schlangen umgingen. Sie nahmen sie in die Hand

Weihnachtsgeschichte in Böhmen

und brachten sie dazu, ihr Gift in eine bereitstehende Schale zu spritzen. Es waren zwei, drei gelbe Tropfen, die in dem Schälchen kristallisierten. Mitunter erschien Dr. Kornalík zwar mit einem verbundenen Finger, doch versicherte er lächelnd, sie alle seien gegen Schlangengift immun. „Schade um die Gifttropfen in meinem Finger", sagte er dann. Er mochte die Schlangen.

Unsere Nachbarn waren eingeschworene Tierfreunde. Erstaunlicherweise liebten sie alle Lebewesen, mit tiefem Verständnis für die Bedürfnisse der Tiere. Vor ihrer Gartenpforte sonnten sich oft zwei Boxer. Die Hunde lagen da wie Löwen, die ein Königsschloß bewachen. Sie ließen die rosige Zunge aus der schwarzen Schnauze hängen und sahen wirklich schön aus. Auch in der Wohnung wimmelte es von Tieren. Mehrere Aquarien beherbergten exotische kleine Fischchen und entzückende winzige Schildkröten mit bernsteinfarbenem Panzer. Die Hunde hatten ihr Lager in einer Ecke des Vorsaals, und vom Herumdrehen und Schwanzwedeln sah ein Stück der Wand schwarz und wie poliert aus. Die Břevnover Jungen fingen auf den nahen Feldern Mäuse und trugen sie den Schlangen hin. Damit erkauften sie sich eine Gelegenheit, sich die Schlangen anzusehen. Die Kornalíks bekamen aber nicht nur Mäuse. Die Leute brachten ihnen auch gewöhnliche Schlangen. Einmal, als die Kornalíks nicht zu Hause waren, klingelte der Postbote bei uns, um für sie einen Karton mit der warnenden Aufschrift „Vorsicht, Schlangen" abzugeben. Wie er uns versicherte, war er froh, dieses Paket los zu sein. Wir waren auch froh, als die Kornalíks es abholten.

Etwas Amüsantes, aber sicher nicht gerade Angenehmes passierte Dr. Kornalík einmal, als er vom Institut für Seren und Impfstoffe einen Zuckerkarton voll weißer Mäuse für die Schlangen mitbrachte. In der Straßenbahn stellte er den Karton auf seine Knie. Aber die Mäuse nagten sich ein Loch, und im Nu waren sie alle draußen und huschten vergnügt in der Straßenbahn umher. Unter den Fahrgästen brach Panik aus. Vor allem die Damen wollten aus der fahrenden Bahn abspringen. Andere versuchten, die Mäuse einzufangen. Die Tierchen waren zu Versuchszwekken verschiedenartig markiert worden, was zwar hübsch aussah, aber die Panik verschlimmerte. Die Leute dachten, die Mäuse seien mit gefährlichen Viren geimpft. Schließlich nahm alles ein gutes Ende. Die Mäuse wurden wieder eingefangen, und die Fahrgäste beruhigten sich.

Interessant war es zu beobachten, wie sich die Mäuse gegenüber den Schlangen verhielten. Die weißen Mäuse huschten ruhig über die Köpfe der ihnen völlig unbekannten Schlangen hinweg. Die Feldmäuse dagegen, denen die Angst vor Schlangen angeboren ist, duckten sich verschreckt in einer Ecke. Doch wehe, wenn in dem Vivarium eine starke Lampe angezündet wurde, die Wärme ausstrahlte. Schlagartig erwachten die Schlangen aus ihrer Lethargie, und dann war alles eine Sache von Sekunden. Mit einer blitzschnellen, fast nicht wahrnehmbaren Bewegung biß die Schlange zu. Sie wartete einen Moment, während sich die Maus in Krämpfen wand, und dann verschlang sie ihr Opfer. Ich muß gestehen, das waren keine schönen Augenblicke. Doch mit welchem Recht können wir Menschen verkünden, diese Szene sei unschön, ja furchtbar? Mit welchem Recht?

Eines Tages bekamen Kornalíks von irgend jemandem eine Schlange zugeschickt. Eine Elaphe longissima, wie mir Dr. Kornalík sagte. Ich schlug im Brehm nach. Es war eine Äskulapnatter, bei uns auch Goldene oder Gelbliche Natter genannt. Kornalíks konnten sie nicht gebrauchen und setzten sie im Garten aus. Anderntags gab es in unserer Straße Alarm, Kornalíks sei eine Schlange entflohen, und die Leute schlugen die wehrlose arme Natter tot. Der Herr Doktor beklagte das. Es hatte sich um ein schönes, bei uns recht seltenes Exemplar gehandelt, um das es wirklich schade war.

So immun Kornalíks gegen Schlangengift waren, so fein war ihr Empfinden für Musik. Sie besuchten häufig Konzerte, und unter ihrem gastfreundlichen Dach, wo sich auch die Ärzte vom Krankenhaus Motol trafen, waren oft bedeutende Musiker zu Besuch. Der Pianist Jan Panenka und der Cellist Josef Chuchro zählten zu ihren Freunden, es kamen aber auch der liebenswürdige Karel Ančerl und der unvergeßliche Bratschist Ladislav Černý, den ich gut kannte. Er war nicht nur ein hervorragender Musiker, sondern auch ein sehr guter Koch. Er wußte den Bogen zu führen, aber auch mit dem Kochlöffel umzugehen. Seine herrlichen Soupers waren berühmt. Bei Kornalíks verkehrten auch Dobiáš, Smetáček und noch einige andere.

Aus ganz anderem Grund kam auch Jan Zrzavý zu ihnen. Er fürchtete – und wie wir heute wissen, nicht ohne Grund –, an einer schlimmen Krankheit zu leiden, und holte sich bei Kornalíks Rat wegen eines aus Schlangengift hergestellten Medikaments. Drei Tage erzählte er mir von seinem Besuch in Břevnov; in seinen Augen stand noch das Entsetzen.

Sie saßen am Tisch und unterhielten sich angeregt, als er plötzlich entsetzt vom Stuhl aufsprang. Ein paar Schritte vom Tisch entfernt lag ein lebendes Krokodil auf dem Boden und wärmte sich in der Sonne, die durch das Fenster hereinschien.

Als ich von Kornalíks Tieren erzählte, vergaß ich, das Krokodil zu erwähnen. Auch das hielten sie in ihrer Wohnung. Unter dem Arbeitstisch in der Küche stand ein großer, mit Blech ausgeschlagener Kasten voll Wasser für das junge Krokodil. Riesig war es zwar nicht, aber groß genug, um dem lieben Zrzavý einen Schreck einzujagen. Hervorgelockt wurde es offenbar von der Sonne, die ihm unter dem Tisch fehlte.

Zrzavý erzählte noch lange davon. Er war fest überzeugt, bei den Kornalíks hätte ein Unglück geschehen können. Kornalíks suchten ihn zu beruhigen, das Krokodil sei noch jung und ungefährlich. Er ließ es sich nicht ausreden. Offen gesagt, mir wäre vor den schönen Zähnen auch bange gewesen.

Und nun komme ich endlich zu meiner Weihnachtsgeschichte. Sie ist nicht lang.

Es war das zweite oder dritte Weihnachtsfest nach dem Krieg. Das Wetter war ungewöhnlich. Zwei Tage vor Heiligabend steckte ich in unserem Garten noch Tulpen- und Narzissenzwiebeln, die mir ein Bekannter so spät mitgebracht hatte. Am Morgen des 24. Dezember schnitt ich ein paar welke Rosenknospen ab. Die Tulpen und Narzissen blühten im Frühjahr wunderschön, aus den Rosenknospen aber wurden noch zu Weihnachten kümmerliche Blüten. So war das Weihnachtsfest in jenem Jahr: kein Frost, kein Schnee, ein lauer, herbstlicher Dezember. Im November, zu Martini, hatte es zwar ein bißchen geschneit, doch das war alles. Obendrein haperte es nach dem Krieg mit der Versorgung, die Läden waren halb leer. Eine Freude war es nicht.

Zu Weihnachten ging ich immer gern durch die verschneiten Břevnover Straßen. Bei uns in Břevnov liegt der Schnee noch, wenn er in Prag längst weggetaut ist. Und unterwegs schaue ich gern in die Fenster, wo gegen Abend die Weihnachtsbäume strahlen. Das waren immer schöne Abendstunden, und mir war wohl ums Herz. Welch eine Freude ist es, sich hinterher mit einer Tasse Tee an den Ofen zu setzen und an frühere Weihnachten zurückzudenken.

Auch Fische gab es in jenem Jahr wenig. Vor den traditionellen Holztrögen standen lange Schlangen.

Nach längerem Warten brachte Frau Kornalíková einen schönen, drei Kilo schweren Karpfen nach Hause und setzte ihn, wie üblich, in die Badewanne. Bei uns in Žižkov, wo es zumeist keine Badezimmer gab, tat man den Fisch in der Küche in den Waschtrog. Auf der Pawlatsche wäre er erfroren. Dazumal gab es nämlich noch Fröste. Den Karpfen zu schlachten war Männersache. Das machte immer mein Vater; ich habe es auch getan, aber furchtbar ungern.

So nahte der Heilige Abend. Herr Dr. Kornalík tötete den Karpfen und brachte ihn in die Küche, wo Frau Kornalíková das Messer wetzte, um den Fisch auszunehmen und zu zerlegen. Doch da ertönte unter dem Tisch ein dumpfer Schlag. Das Krokodil hatte mit dem Schwanz gegen den Kasten geschlagen. Nun begann es zu bellen, erst leise, aber nach einer Weile wie rasend.

Kornalíks warfen dem Freund vom Nil wie gewöhnlich Abfälle hin, doch er hörte nicht auf zu bellen. Im Gegensatz zu der Krabbe, die der Dichter Gérard de Nerval an einer Leine führte und von der er sagte, sie kenne die Geheimnisse des Meeres und belle nicht wie ein Hund, kannte Kornalíks Krokodil zwar die Geheimnisse des Nils, bellte aber gleichwohl wie zwei Hunde auf einmal.

Kornalíks brachten also den Karpfen außer Riechweite des Krokodils, doch vergeblich. Offenbar roch es in der Küche aufreizend nach Fisch. Das Krokodil bellte unentwegt weiter.

Nach einer Weile blickte Frau Kornalíková ihren Mann fragend an. Er nickte stumm. Daraufhin holte sie den Karpfen und warf ihn in den Kasten unterm Tisch. Sofort verstummte das Gebell, und sie hörten, wie die Krokodilszähne die Karpfengräten zermalmten. Es dauerte nicht lange, dann war für das Krokodil das Abendessen vorbei. Und für Kornalíks auch!

Alsdann: Friede auf Erden allen Menschen, die guten Willens sind, frohe und glückliche Weihnachten!

Illustration: Klaus Müller

HUMOR ★ Gänsekleinigkeiten

Aber tief muß uns empören,
was wir von der Leda lesen –
welche Gans bist du gewesen,
daß ein Schwan dich konnt betören.
Heinrich Heine

Pawelec

Ich kann den Blick nicht
von euch wenden,
Ich muß
euch anschaun immerdar.
Freiligrath

Ein Tier, ein Gänschen, gut gebaut,
mit einer Stimme hell und laut,
(War's an der Havel, an der Ilm?)
geriet in einen Fernsehfilm. –
Nun trägt es Schnabel hoch und Schwanz
und nennt sich stolz „Intelligans".
Günter Gregor

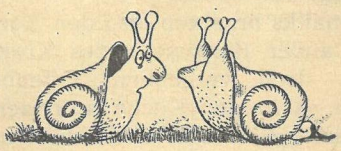
Phantastisches
Es war einmal
eine Gans,
die stellt
sich
Weihnachten
als Fest der
Liebe vor.
M. Hinrich

2
Wochenspruch
Den vorzüglichsten Männern zu gefallen, ist kein geringes Lob.
Horaz

Jerzy Wittlin

Wie man Familientreffen veranstaltet:

Die süßeste Harmonie ist der Ton der Stimme des Wesens, das man liebt. La Bruyère



Gans-aus-dem-Häuschen-Schneck von Rosanzew

Der Maler, weil Chepis
es so gewollt,
Gab ihr ein Kleid
von lauter Gold,
So sehr liebt sie den Putz
sogar im Bilde,
Hätt es der neue
Gastwirt Hans,
Er nähm es vor sein Haus
zum Schilde
Und nennt es:
Zu der Goldnen Gans.
L. Fr. G. von Göckingk

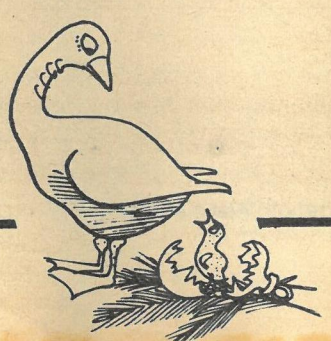
Als der österreichische Schriftsteller M. G. Saphir in einer engen Gasse von einer Gruppe schnatternder Damen nicht vorbeigelassen wurde, drückte er eine von ihnen einfach zur Seite, worauf eine der Damen entrüstet ausrief: „He, unverschämter Kerl, was treibt er da?"

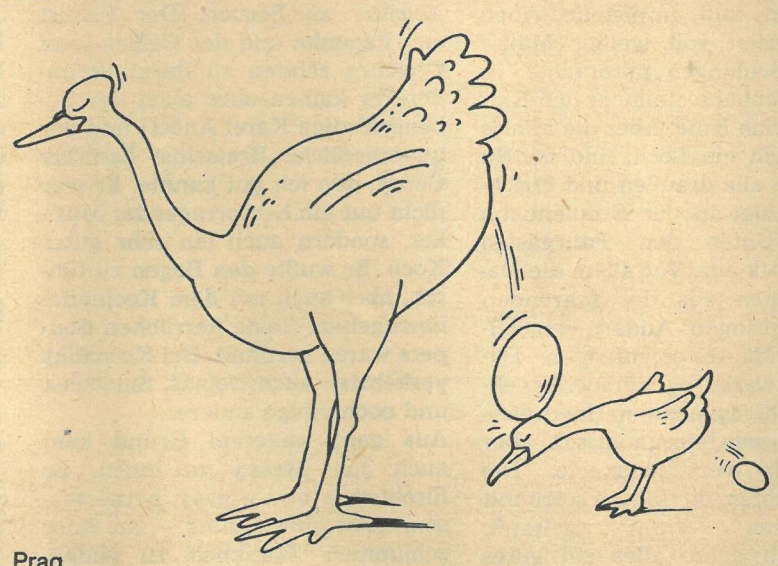
Saphirs Antwort: „Gänse".

Zu Gast bei La Fontaine:
Neugier, Geschwätzigkeit, Eitelkeit
sind von der gleichen Art.
In jedem Lande, zu jeder Zeit
sind sie mit Dummheit gepaart.

...und P. Heyse:
Klug ist, wer seinen Witz verhehlt
Und bei den Frauen spielt den Toren.
Sie denken, wenn es an Verstand uns fehlt,
Wir hätten ihn um sie verloren!

Auf der
Gänseweide
tummelten sich
Karin Kopp,
Hannes Schreiber
(Redaktion),
Martin Kotsch (Grafik)

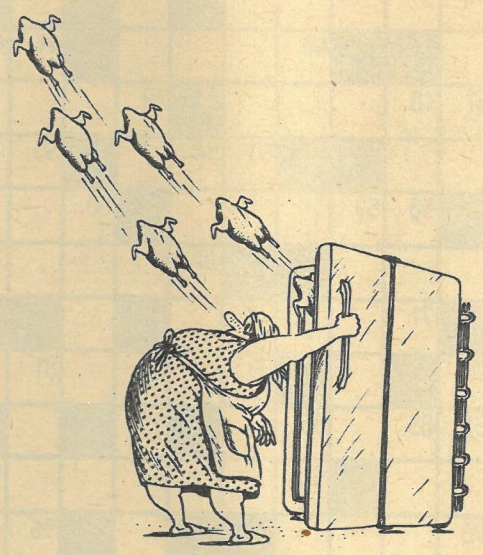




Daniel, Prag

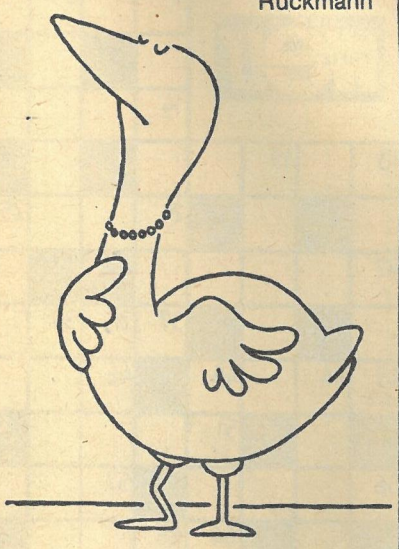
Für die Eitlen sind die anderen Leute Bewunderer. Saint-Exupéry

Rosanzew, Moskau



Kosobukin, Kiew

Rückmann



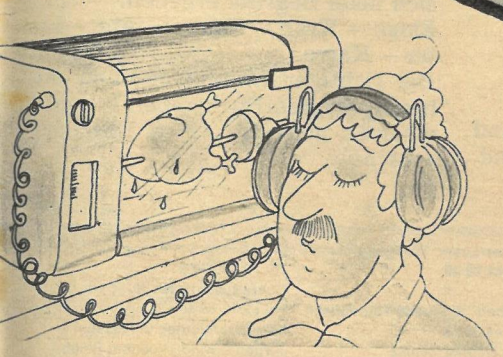
Der Arro-Ganter
Von einem Ganter war bekannt,
daß er erheblich arrogant.
Er dünkte sich in seinem Wahn
just als ein schöner, stolzer Schwan.
Schließlich – was nützte es dem Tropf –
man rupfte ihn bald für den Topf,
und postum als ein leckrer Braten
war er zuletzt noch gut geraten.
Jedoch sein menschlicher Verwandter,
ein sogenannter Arro-Ganter,
der wird stets alle Welt verdrießen,
denn der ist gar nicht zu genießen.
Wolfgang Klett

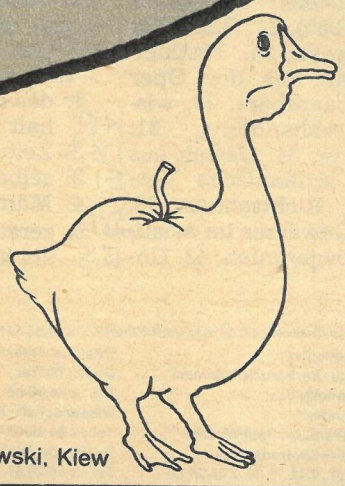
Ein edler Sinn liebt edlere Gestalten. Schiller

1. Wir bringen den Verwandten als Geschenk ein völlig verblichenes Foto, am besten mit einem schwer erkennbaren Kind in Schüleruniform, und erklären, dies sei der Großvater der Verwandten in der ersten Klasse des Gymnasiums, und wir hätten diese Aufnahme wie die wertvollste Reliquie gehütet, um sie nun endlich in die Hände derer zu legen, die ihrer würdig seien.
2. Wir interessieren uns während des Gesprächs wiederholt für das Geheimnis der unvergänglichen Jugendfrische unserer Verwandten und stellen kategorisch fest, wir, die wir ja etliche Jahre jünger seien, sähen neben unseren Gastgebern wie die Mummelgreise aus.
3. Wir flehen die Verwandten an, uns das Rezept für eines der aufgetragenen Gerichte zu verraten (es kann sich dabei ebensogut um einen Braten wie um geriebenen Meerrettich handeln), und behaupten, so etwas Köstliches wenn überhaupt jemals, so doch seit einer Ewigkeit nicht mehr gegessen zu haben.
4. Wir bleiben vor einem beliebigen Figürchen, Bildchen oder Tellerchen stehen, geraten in Entzücken und dringen darauf, daß man uns sogleich die Geschichte dieses großartigen Stücks erzählt.
5. Wir verbreiten uns über die allgemein gerühmte Hilfsbereitschaft der Verwandten und geben unumwunden zu, wohl doch nicht den Mut aufzubringen, an seine Gefälligkeit zu appellieren, obgleich wir ihrer sehr bedürften.
6. Wir kritisieren andere Verwandte, die über unsere liebenswürdigen Gastgeber die niederträchtigsten Klatschgeschichten verbreiten (den Inhalt dieser Geschichten denken wir uns, falls es an echten fehlt, selbst aus).
7. Mit überschwenglicher Freude lauschen wir den Mitteilungen, mit denen die Verwandten nicht geizen, um uns über das eigene Leben in Kenntnis zu setzen. Je nach Art der Information stellen wir fest, sie überrasche uns nicht, noch neulich hätten wir uns darüber unterhalten, so wie es gekommen ist, hätte es schon lange kommen müssen.
8. In allen Angelegenheiten, die uns nur auf die Zunge kommen, bitten wir um den Rat der Verwandten, der erfahrensten und scharfsinnigsten Mitglieder der Familie.
9. Wir ersuchen die Verwandten, uns ihre Ansichten über Politik, Kunst und Wirtschaft mitzuteilen – die einzigen, denen wir wirklich und vorbehaltlos trauen.
10. Wir laden die Verwandten zu einem baldigen Gegenbesuch ein, der zwar nicht unter so großartigen Bedingungen und mit einer so großartigen Bewirtung wie bei ihnen stattfinden kann, ganz zu schweigen von der großartigen Atmosphäre, die unsere Gastgeber herbeizuzaubern verstehen, dennoch aber unseren Herzen große Freuden bereiten wird.

Gekürzt aus: „Leben und leben lassen", Henschelverlag

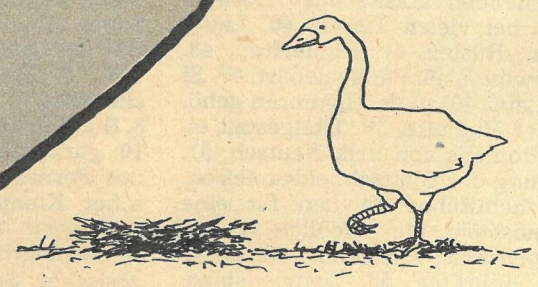
Steger

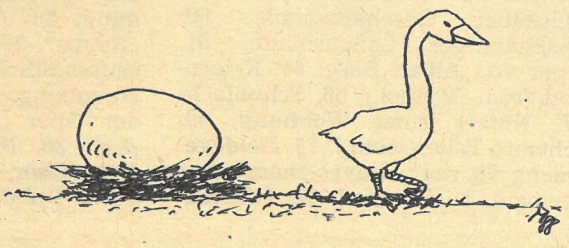




Kasanewski, Kiew

Medžionis, Kaunas

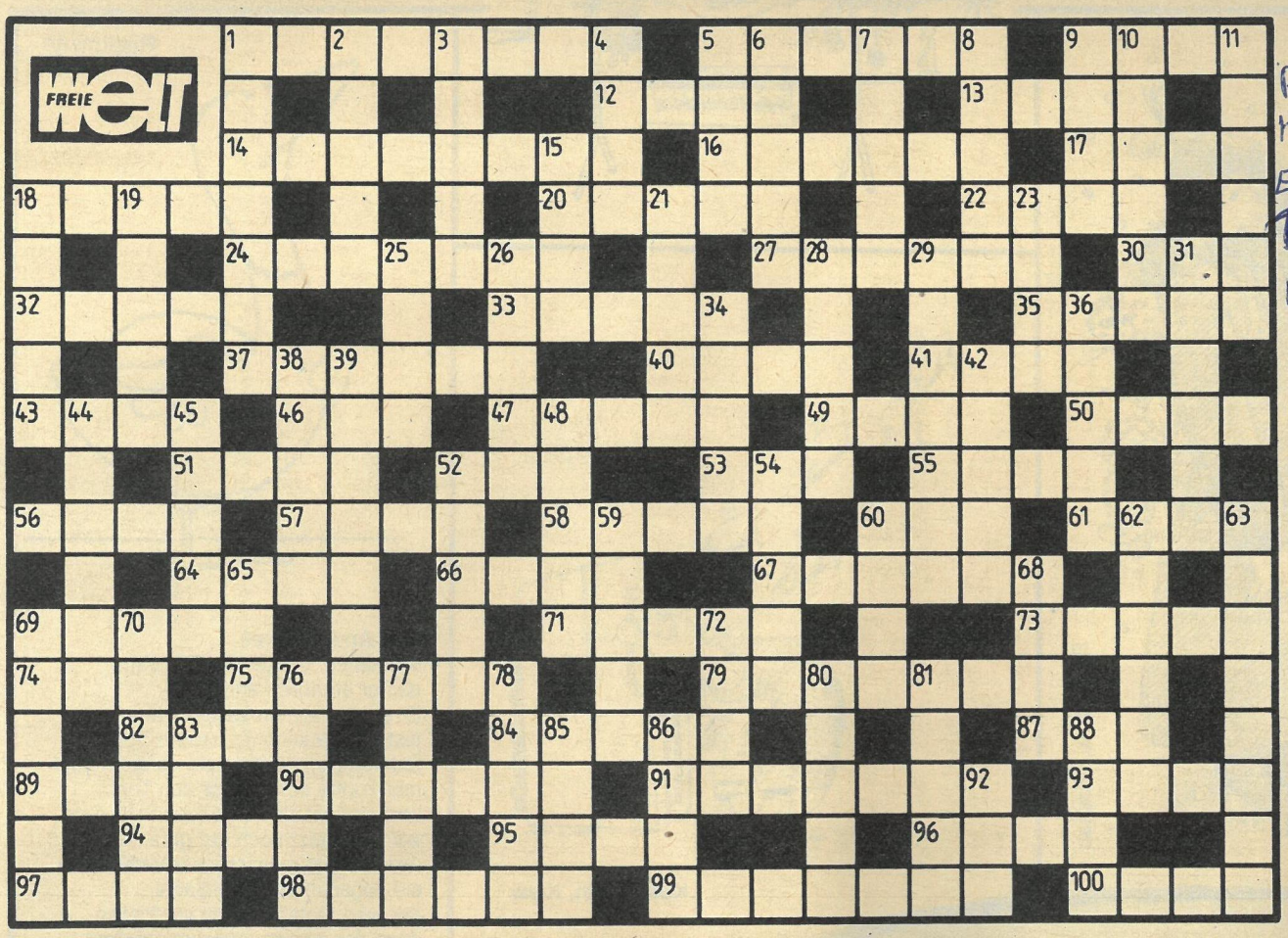




Eine Mastgans muß nicht schöne Augen machen. chinesisch

Wer einen guten Braten macht, hat auch ein gutes Herz. Busch

★ RÄTSEL



Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. Unteroffiziersdienstgrad bei den Seestreitkräften, 5. chemisches Element, Metall, 9. Mittelgebirge in der Sowjetunion, 12. russischer Großfürst (1. Jh.), Begründer der Kiewer Rus, 13. Herrscherkaste im alten Peru, 14. andere Bezeichnung für Champignon, 16. Baumwollstoff für Federbetten, 17. Göttergeschlecht (german. Mythol.), 18. rechter Nebenfluß der Elbe (DDR), 20. Hauptschlagader, 22. Fußrücken, 24. Name des Wolfes in der Tierfabel, 27. schriftliches Zeugnis, Bescheinigung, 30. Ort in den Niederlanden (nördl. v. Apeldoorn), 32. russischer Männername, 33. Küchenutensil, 35. latein.: Irrtum, 37. den Zehenenden aufsitzendes Horngebilde bei vielen Tieren, 40. Laubbaum, Rüster, 41. Kinderfrau, 43. Lebewesen, 46. Papageienart, 47. Ei der Laus, 49. zu den Lemuren gehörender Halbaffe, 50. Titelgestalt eines Romans von Erik Neutsch, 51. Gattung der Blattschneideameisen, 52. chemisches Zeichen für eine Aminosäure, die reichlich in der Raupenseide vorkommt, 53. persische Rohrflöte, 55. Truppenspitze (veraltet), 56. Teil des Barrens, 57. Gestalt aus „Lohengrin", 58. alte Moskauer Geschäftsstraße, 60. weißhändiger Langarmaffe, 61. Oper von Alban Berg, 64. Kriegsgott (röm. Mythol.), 66. Schubfach, 67. Nutzer einer Wohnung, 69. schwere Talje (seem.), 71. Heidegewächs, 73. radioaktives chemisches Element, Nichtmetall, 74. Flächenmaß in der Schweiz, 75. Oper von Carl Maria von Weber, 79. Stadt im Bezirk Suhl, 82. Ausweglosigkeit, 84. gesättigter kettenförmiger Kohlenwasserstoff, Paraffin, 87. Monatsname, 89. Ballspiel zu Pferde, 90. Garnspule bei Spinnereimaschinen, 91. andere Bezeichnung für Plötze, 93. Sportverein, 94. Laubbaum, Zitterpappel, 95. Sommerbehausung der Prärieindianer, 96. Vater eines sagenhaften Riesengeschlechts, 97. Titelgestalt eines Dramas von Ibsen, 98. Volk in der Sowjetunion, 99. Glasfluß, Schmelz, 100. Titelgestalt eines Jugendbuches von Alex Wedding.

Senkrecht: 1. vierkantiger, sich nach oben verjüngender Pfeiler, 2. Tanzschüler, 3. Farbenkünstler, 4. Staat im Westen Afrikas, 5. Bildhauer (15./16. Jh.), ein Hauptmeister der deutschen Renaissanceplastik, 6. Blutsverwandter väterlicherseits, 7. metamorphes Gestein, 8. Stadt in der ČSSR, 9. Zarenerlaß, 10. gleichmäßiges Zeilenmuster eines Fernsehbildes, 11. österreichischer Komponist und Kapellmeister (gest. 1843), 15. Bezeichnung, 18. wunderlicher Aufzug, 19. französischer Schriftsteller utopischer Literatur (gest. 1905), 21. Bilderrätsel, 23. Fragepunkt, 25. Festkleidung, 26. Gestalt aus der Oper „Rienzi", 28. Ölbaumharz, 29. wissenschaftliche Abhandlung, 31. Haupteingang, Tor, 34. Gestalt aus der Oper „Die sizilianische Vesper", 36. Norm, Richtschnur, 38. Rätsellöser, 39. Gewässer im asiatischen Teil der Sowjetunion, 42. Unkrautpflanze, 44. Atomkernart, 45. Fallklotz, 48. Sultanserlaß, 52. Überschlagsprung, 54. Schiffstagereise, 59. Ostseebad im Kreis Bad Doberan, 60. Weinernte, 62. Ergebnis einer Gerichtsverhandlung, 63. Grundlage, Fundament, 65. eine der Kleinen Sundainseln, 68. Zimmer, 69. Tau-, Kettenende (seem.), 70. männliches Wildschwein, 72. Lichtspieltheater, 76. deutscher Arbeiterführer (gest. 1913), 77. Hauptstadt in Nordafrika, 78. Altberliner Original, 80. Hafenstadt in Florida (USA), 81. proletarischer deutscher Maler und Grafiker (gest. 1967), 83. Farbton, 85. Ölpflanze, 86. Sologesangsstück in der Oper, 88. Kurzwort für ein Gerät zur Speicherung elektrischer Energie, 92. Fluß in Peru.

Silbenrätsel

Aus den nachfolgenden Silben sind 10 Wörter der angegebenen Bedeutung zu bilden, deren erste Buchstaben – von oben nach unten gelesen – und vierte Buchstaben – von unten nach oben gelesen – ein Sprichwort der Dagestaner ergeben:

de – diet – druck – ego – ein – ero – ge – gel – gres – he – heit – in – ist – la – mar – mou – rat – re – re – rei – se – si – sion – sion – wahr.

1. das dem tatsächlichen Sachverhalt Entsprechende
2. Zeitungsanzeige
3. selbstsüchtiger Mensch
4. Männername
5. zerstörende, auswaschende und abtragende Tätigkeit von Wind, Wasser, Eis
6. Rückbildung, Rückbewegung (Fachspr.)
7. Vertreter der klassischen deutschen Philosophie (gest. 1831)
8. das über die Sinne Aufgenommene
9. mit Kräutern gewürzte Mayonnaise
10. im Mittelalter berittener Krieger

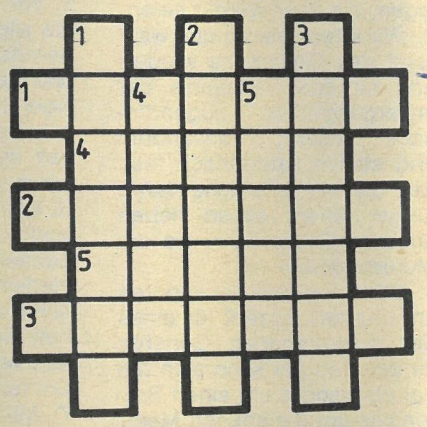
Magisches Quadrat

Wörter nachfolgender Bedeutung sind waagerecht und senkrecht gleichlautend einzusetzen:
1. in Nordafrika und auf Gibraltar lebender Affe, 2. sowjetisch-armenischer Schriftsteller (gest. 1964), 3. pechschwarze, polierbare Braunkohle, 4. Hafenstadt in Japan, 5. chemisches Element, Metall.

1	2	3	4	5
2				
3				
4				
5				

Magische Figur

Lösungswörter nachfolgender Bedeutung sind waagerecht und senkrecht gleichlautend einzusetzen:
1. Einfassungsbeet, 2. lustige Figur im Puppenspiel (österr.), 3. Kraftfahrzeuganlasser, 4. Stadt in Irak, 5. Fluß in Mittelengland.



Einer fehlt

Jedem der nachfolgenden Wörter ist jeweils an gleicher Stelle ein Buchstabe hinzuzufügen, so daß sich neue Begriffe ergeben:
Eloge – Kran – Taube – Ate – Liter – Karre.
Bei richtiger Lösung ergeben die hinzugefügten Buchstaben – nacheinander gelesen – einen Flaschenverschluß.

Redaktion: FREIE WELT
Karl-Liebknecht-Str. 29
Berlin
1026
Telefon: über 24 40
Auskunft
Telex: 011 48 54

Redaktionskollegium:
Chefredakteur: Barbara Schablinski
Stellv. Chefredakteure:
Marianne Wambutt,
Günther Wolfram, Dr. Paul Wurche
Sekretariat der Chefredaktion:
Tel.: 2 44 22 07, 2 44 23 09, 2 44 24 36

Redaktionssekretär:
Georg Walter
Tel.: 2 44 36 95
Wissenschaft: Heinz Bartel
Tel.: 2 44 26 09
Politik: Dr. Dietrich Pätzold
Tel.: 2 44 26 67

Reporter/Leser: Wolfgang Scheel
Tel.: 2 44 22 30
*
Wirtschaft: Wolfgang Tautenhahn
Tel.: 2 44 35 33
Kultur: Helmut Zemke
Tel.: 2 44 33 02

Bild: Detlev Steinberg
Tel.: 2 44 27 03
Gestaltung: Horst Wustrau
Tel.: 2 44 35 48
Korrespondenten in Moskau:
Jürgen Geltner, Volkmar Billeb,
Bernd Siegmund

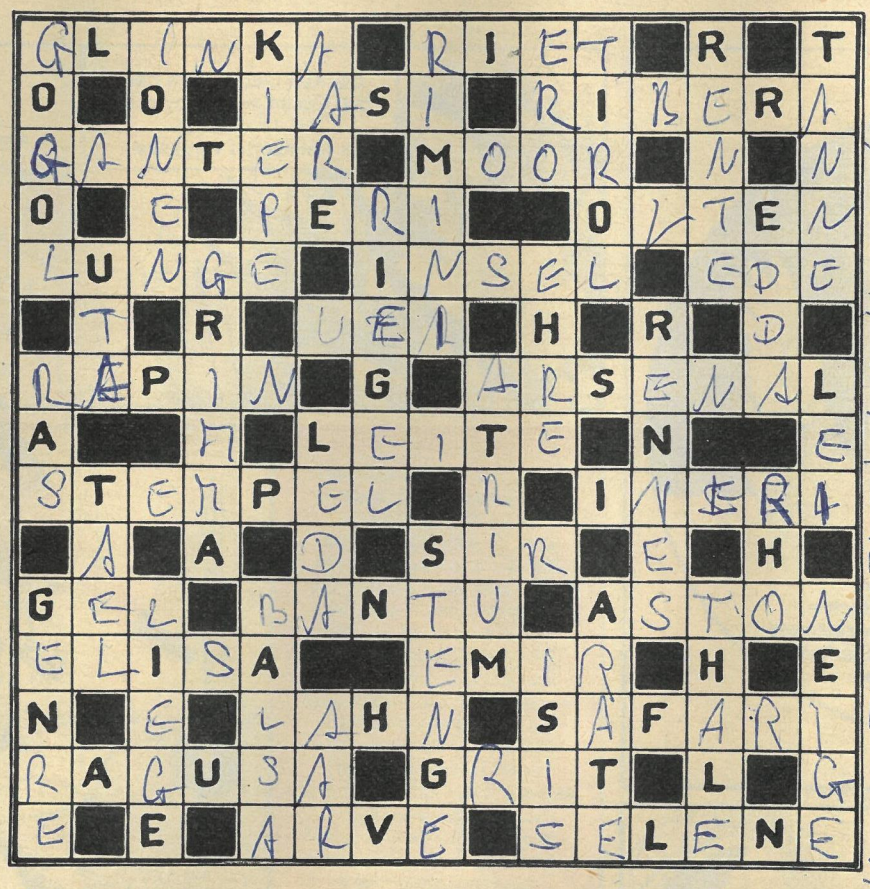
Vom Kern zum Wort

Die Lösungswörter nachfolgender Bedeutung sind waagerecht einzusetzen:
1. höchste Anspannung vor dem Ziel, 2. Wachstumsbewegung von Pflanzen, 3. König in Kleinasien (griech. Sage), 4. Bergland in der mittleren BRD, 5. früher in Spanien von Frauen getragenes Schleiertuch, 6. Gewässer im Nordwesten der Sowjetunion, 7. Nichtigkeit, 8. Urtext, Erstschrift, 9. Leiter einer Kunstsammlung, 10. mittelbar, auf Umwegen, 11. Museum in Leningrad.
Bei richtiger Lösung ergeben die Anfangsbuchstaben der Lösungswörter – von oben nach unten gelesen – die Fachbezeichnung für Insektenkunde.

1					P	U	R	
2			T	A	T			
3				T	A	L		
4					W	A	L	
5					I	L	L	
6				G	A	S		
7					A	L	I	
8				G	I	N		
9		A	L	E				
10				I	R	E		
11					T	A	G	

SCHACH

Nachwuchserfolg
Mit Lembit Oll aus Tallinn siegte beim Internationalen Meister-Open in Debrecen 1988 ein weiterer talentvoller sowjetischer Nachwuchsspieler. Unter den sieben Erstplacierten nahmen der Erfurter Peter Enders den 3.–6. sowie der Leipziger Gernot Gauglitz den 7.–16. Rang ein.
HOLLÄNDISCH, Oll (UdSSR)–Gauglitz (DDR), Debrecen '88:
1. c4 f5 2. d4 Sf6 3. g3 e6 4. Lg2 d5 5. Sbd2 c6 6. Sh3 Ld6 7. 0-0 0-0 8. b3 e5 9. cd S:d5 10. Sc4 Sc3 11. Dd3 ed 12. S:d6 D:d6 13. Lb2 Df6 14. e3 Le6 15. Sf4 Lf7 16. Tfe1 Sa6 17. ed Se4 18. La3 Tfe8 19. Tad1 Sc7 20. f3 Sg5 21. Te5 T:e5 22. de D:e5 23. Ld6 Da5 24. b4 Db6+ 25. Lc5 Da6 26. D:f5 Sce6 27. S:e6 S:e6 28. Td7 Sd8 29. Te7 h6 30. De5 D:a2 31. Ld4 Db1+ 32. Lf1 Kf8 33. Te8+! 1:0.



Kreuzgitter

Die Lösungswörter haben – unabhängig von ihrer Richtung und Reihenfolge in der Figur – folgende Bedeutung:

1. Adler (dicht.), 2. Nebenfluß des Rheins (Schweiz), 3. Werktätiger in der Mongolischen Volksrepublik, 4. Lager für Waffen und Kriegsmaterial, 5. Zirbelkiefer, 6. britischer Physiker und Chemiker (gest. 1945), 7. offene Vorhalle des altrömischen Wohnhauses, 8. südamerikanisches Leichtholz, 9. Völkergruppe in Afrika, 10. alter türkischer Titel, 11. Gestalt aus der „Dreigroschenoper", 12. Sammlung altisländischer Dichtungen, 13. ethischer Begriff, 14. mohammedanischer Fürstentitel, 15. Gestalt aus „My fair Lady", 16. Titelgestalt einer Oper von Gotovac, 17. männliches Haustier, 18. ausgeflockter Niederschlag (Chemie), 19. Kunstgattung, Art, 20. russischer Komponist (gest. 1857), 21. russischer Schriftsteller (gest. 1852), 22. Kreisstadt im Bezirk Leipzig, 23. Sandstein, grober Sand, 24. Stadt in Rumänien, 25. inselreicher See in Finnland, 26. von Wasser umgebenes Land, 27. elektrisch geladene Masseteilchen, 28. Frau des Osiris (ägypt. Mythol.), 29. Rückentragekorb, 30. Nebenfluß des Rheins (BRD), 31. Königin von Sparta (griech. Sage), 32. Schiefer, Fels, 33. Berghang (österr.), 34. Ruhemöbel, 35. inneres Organ, 36. Sumpfgebiet, 37. Flüssigkeitsrest, 38. Stadt in der Schweiz, 39. italienischer Komponist (gest. 1633), 40. alter äthiopischer Titel, 41. Stadt im Südosten der Insel Sizilien, 42. Stadt im Westen Frankreichs, 43. Altersversorgung, 44. russischer Maler (gest. 1930), 45. griechischer Buchstabe, 46. spanischer Maler und Radierer (gest. 1652), 47. Tür- oder Fensterverschluß, 48. Weberkamm, 49. Hafenstadt in Oberitalien, 50. Reise durch Afrika zum Jagen oder Fotografieren von Großwild, 51. Mondgöttin (griech. Mythol.), 52. englische Anrede, 53. Teil der Blüte, 54. Verlängerung eines Mastes (seem.), 55. Nadelbaum, 56. alte chinesische Münze und Masseeinheit, 57. Stadt im Harz, 58. Bundesland in Österreich, 59. Gestalt aus der Nibelungensage, Mutter Kriemhilds.

Füllrätsel

Wörter nachfolgender Bedeutung sind waagerecht einzutragen:

1. Gebiet, Gelände, 2. Wachsgemisch zur Kerzenherstellung, 3. andere Bezeichnung für Schriftsteller, 4. Teighülle mit Fleischfüllung, 5. Unteroffiziersdienstgrad bei der Volkspolizei, 6. lyrisches Chorwerk.

1	T	E					
2		T	E				
3			T	E			
4				T	E		
5					T	E	
6						T	E

Vorsetzrätsel

Jedem der nachfolgenden Wörter ist so ein Buchstabe voranzusetzen, daß sich neue Begriffe ergeben:

Eiter – Rade – Auber – Ton – Egel – Pole – Anke – Abel.
Bei richtiger Lösung ergeben die vorangesetzten Buchstaben – nacheinander gelesen – den Namen eines Kulturparks in der Stadt Magdeburg.

Gereimtes

Eine Daseinsform auf den Kopf gestellt, ergibt einen Dunst, der vom Himmel fällt.

Auflösungen aus Heft 25/1988

Kreuzgitter. Waagerecht: Toledo (60), Oakland (25), Reling (75), Radeberg (5), Ornis (39), Alraune (50), Sago (18), Loris (59), Matt (13), Sterke (63), Ili (23), Sari (54), Aron (31), Anat (48), Prospekt (20), Stab (42), Arrest (69), Sorge (6), Kraft (57), Ernest (37), Etat (8), Antigone (15), Ilse (74), Sack (26), Emir (68), Sau (47), Heller (51), Mali (28), Rasse (66), Bier (78), Rapallo (45), Radar (1), Lieschen (10), Nippes (70), Entente (34), Eirene (55).

Senkrecht: Tirol (14), Leder (44), Orel (2), Olga (41), Onon (38), Agrément (35), Leist (29), Dolomit (65), Error (24), Bast (12), Satin (71), Ufer (22), Omar (9), Isis (76), Eder (19), Kater (36), Lang (27), Spuk (62), Rosa (56), Osten (3), Abo (79), Patt (46), Kreta (64), Asti (77), Snake (80), room (11), Eger (32), Rila (49), Fee (61), Stil (16), Aspirant (40), Gera (67), Nias (52), Isobare (30), Sumer (72), Chip (4), Lilie (21), Eros (33), Arate (73), Sehne (58), Ernte (53), Arie (17), Alpe (43), Lese (7).

Silbenkreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Karawane, 4. Palme, 5. Litera, 7. Dekade, 9. Gelee, 11. Relegation.

Senkrecht: 2. Rabatte, 3. Nepal, 6. Rade, 8. Kaluga, 10. Leere.

Um die Ecke gedacht: Stehleiter.

Nachsetzrätsel: Angel(a) – Klei(n) – Aktiv(a) – Bela(g) – Mate(r) – Haus(a) – Taro(m) – Schal(m) – Anagramm.

Umstellrätsel: Raste – Orkan – Stiel – Meile – Anger – Reise – Inder – Norma – Rosmarin.

Geschütteltes: Seeadler

Auflösung des Kreuzworträtsels (Quiz 23/Heft 23)

Waagerecht: 1. Feuchtwanger, 8. Literat, 13. Riga, 14. Itil, 15. Berme, 16. Elba, 17. Gamma, 19. Zarge, 21. Mater, 24. Esse, 26. Lohe, 28. Hebert, 30. Tränke, 31. Gier, 33. Iskar, 35. Aare, 37. Uran, 38. Text, 40. Steppe, 42. Manet, 44. Spat, 46. Alp, 47. Solo, 48. Tael, 50. Egon, 51. Laut, 53. Dido, 54. Eos, 55. Golf, 57. Weide, 59. Nitrat, 62. Tüte, 64. Auge, 66. Iasi, 67. Arsen, 69. Epos, 72. Glocke, 74. Skater, 77. Sago, 80. Arve, 82. Lasso, 85. Steen, 86. Lager, 89. Nabe, 90. Steak, 91. Bert, 92. Lein, 93. Asiat, 94. Bankett, 95. Strittmatter.

Senkrecht: 1. Fabel, 2. Unruh, 3. Heem, 4. Watt, 5. Niere, 6. Erbse, 7. Ria, 8. Laus, 9. Tiger, 10. Eta, 11. Rimini, 12. Alm, 18. Anekdote, 19. Zug, 20. rue, 22. Alk, 23. Ehre, 24. Etat, 25. Step, 27. Eins, 29. Raspel, 32. iga, 34. Atest, 36. Reel, 37. Uta, 39. Tanger, 41. Este, 42. Madrigal, 43. Eton, 45. Poetik, 49. Lyra, 52. Uwe, 56. Fans, 58. Duo, 60. Tier, 61. Asse, 63. Tara, 65. Roggen, 68. SOS, 70. Poesie, 71. Sonett, 73. Karte, 75. Alant, 76. Elemi, 78. Agent, 79. Oskar, 81. Volt, 83. Samt, 84. Ossa, 87. Aba, 88. Erk, 89. Nis.

Lösung: „Klar zur Wende"

Es gewannen:
1. Preis:
100,– M Frank v. Ehren, Saalfeld, 6800
2. Preis:
75,– M Gertrud Rasenberger, Wolfen, 4440
3. Preis:
50,– M Horst Brühl, Friedrichroda, 5804
4.–8. Preis:
je 25,– M Edith Gruska, Hohenmölsen, 4860; Hans Ehlers, Storkow/Mark, 1233; Lothar Richmann, Dresden, 8019; Fanny Lübbe, Leipzig, 7030; Fritz Walter, Berlin, 1054.

Herausgeber: Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft
*
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Gerd Hölzel
Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405
Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, Karl-Liebknecht-Straße 29, Berlin, 1026
Anzeigenannahme: Berliner Verlag
Abt. Anzeigen, Tel. 2 70 32 77 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich (26 Hefte im Jahr)
Inkassozeitraum: monatlich
Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden „Banner der Arbeit" Stufe I und 1984 mit dem Orden „Stern der Völkerfreundschaft" in Gold ausgezeichnet. Die Redaktion erhielt 1974 die Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold, 1979 die Ehrennadel des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften „Für Verdienste um die Freundschaft" und 1980 die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold.

Eine Ferien-Abenteuergeschichte, ausgedacht und gezeichnet von Nikolai Schtscherbakow aus Moskau.

Einst war Agapytsch Herr des Waldes. Wo immer er auftauchte, erstarrte alles in Schrecken. Aber die Jahre kamen und gingen, dem Wolf wurden die Krallen stumpf, das Fell verlor seinen Glanz, und die Zähne begannen zu wackeln. Er hat sich tief in den Wald zurückgezogen. Es muß ja keiner sehen, daß er, der Zahnlose, nur noch Beeren, Kräuter, Würmer und Schnecken frißt. So sitzt der alte Räuber in seiner Höhle und sinnt wehmütig den Zeiten seiner großen Jagden nach.

Und während Agapytsch wie ein Rasender an seinem Dolch zerrt, ahnt die friedliche Kuh Munja nichts von der Gefahr, die hinter ihr lauert. Beim Grasen tritt sie einen Schritt zurück und – dem Wolf direkt auf die Pfote.

Der Arme und die Schlange

Einem Padischah[1]) träumte, daß überall auf seinem Grund und Boden vom Himmel herab Ziegen zu meckern begannen. Er rief alle Untergebenen zusammen und forderte sie auf, den Traum zu deuten. Doch niemand vermochte es. Da fragte der Padischah: „Gibt es in meinem Reiche jemanden, der noch nicht befragt worden ist?“

„Ehrwürdiger Padischah, Weisester aller Weisen“, antworteten ihm seine Diener, „einen einzigen Menschen gibt es noch, den wir nicht um Rat gebeten haben. Es ist ein ganz armer Mann, ohne Hab und Gut.“

„Schafft mir diesen Mann herbei!“ befahl der Padischah. Und so geschah es.

Unterwegs wurde der Arme, der sich sofort auf den Weg gemacht hatte, von einer Schlange aufgehalten, die ihn mit menschlicher Stimme fragte: „Höre Mensch, wohin führt dich dein Weg?“

„Er führt mich zum Padischah, dessen Traum zu deuten“, antwortete ihr der Arme.

„Weißt du denn um seine Bedeutung?“ fragte die Schlange daraufhin den Armen.

„Nein, die weiß ich nicht“, erwiderte ihr der Arme.

Da riet ihm die Schlange: „Sage dem Padischah, daß er mit dem Herrscher des Nachbarreiches in Fehde liegen und ihn besiegen wird.“

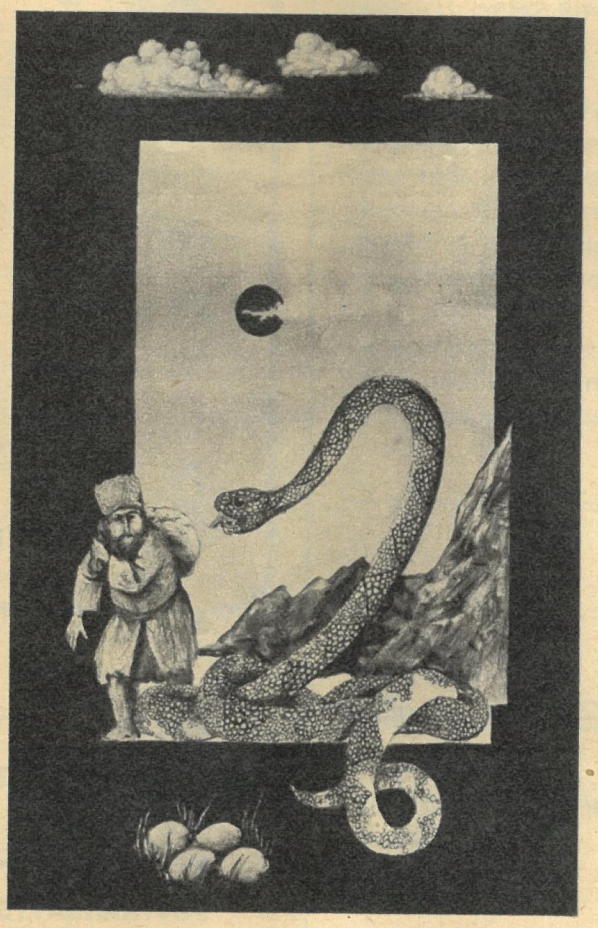
Der erfreute Padischah schenkte dem Armen ein Pud[2]) Gold und entließ ihn nach Hause. Auf dem Heimweg kam der Arme an der Höhle der Schlange vorbei und rief:

„Kriech heraus, Schlange, wir teilen uns das Gold!“

Als sich aber die Schlange wirklich aus ihrer Höhle hervorschlängelte, da dachte der Arme: „Weshalb eigentlich soll ich mit der Schlange teilen, was mir gehört, besser, ich schlage ihr den Kopf ab.“

Die Schlange erriet die schändliche Absicht des Menschen und schlüpfte flink in ihre Höhle zurück. So traf der Arme mit seinem Säbel nur noch ihr Schwanzende. Er steckte den Säbel in die Scheide, griff sich das Gold und wanderte weiter.

Der Padischah hatte zum zweiten Mal einen seltsamen Traum. Er sah im Schlaf, wie überall in seinem Reich vom Himmel herab Füchse zu bellen begannen. Und er ließ zum zweiten Mal nach dem Armen schicken, damit dieser ihm den Traum deute. Als sich nun der Arme wiederum auf den Weg begab, traf er auch dieses Mal die Schlange, und wieder fragte diese ihn mit menschlicher Stimme: „Höre Mensch, wohin führt dich dein Weg?“



Die Illustration zu diesem Märchen ist auf der Seite 56.

Die Inguschen (bis Mitte des 19. Jahrhunderts nach dem gleichnamigen Aul Galgai benannt) sind hauptsächlich in der zur RSFSR gehörigen ASSR der Tschetschenen und Inguschen beheimatet, Kurzbezeichnung: Tschetscheno-Inguschien.
Tschetscheno-Inguschien liegt im Nordkaukasus am Terek, im Süden mit einem kleinen Teil im Gebiet des Großen Kaukasus. Das Territorium beträgt 19 300 km², die Landschaft prägen Halbwüsten, Steppen, Gebirgswälder, alpine Wiesen, ewiger Schnee und Gletscher, das Klima ist trocken-kontinental.

„Zum Padischah“, erwiderte der Arme, „ihm seinen Traum deuten.“

„Weißt du denn überhaupt um die Bedeutung dessen, was dem Padischah träumte?“

„Nein, das weiß ich nicht“, antwortete dieser.

„Er bedeutet, daß er, der Padischah, und seine Untertanen nur nach Gewinn streben. Sag das dem Herrscher!“

Und wieder erhielt der Arme vom Padischah ein Pud Gold. Diesmal ging der Arme auf dem Heimweg gar nicht erst an der Höhle der Schlange vorbei, sondern lief schnurstracks nach Hause.

Und ein drittes Mal träumte dem Padischah etwas Seltsames. Überall in seinem Herrschaftsgebiet hingen dicke, fette Hammelschwänze vom Himmel herab. Und noch einmal befahl er den Armen zu sich, um den Sinn des Traumes zu erfahren.

Und wieder stieß der Gerufene auf die Schlange, und wieder fragte diese ihn, wohin er wolle und ob er denn den Auftrag des Padischah erfüllen könne. Und als der Arme wiederum mit „Nein“ antwortete, half ihm die Schlange ein drittes Mal: „Sage dem Gebieter, der Traum wolle ihm aufzeigen, daß er und seine Untergebenen zu sehr viel Reichtum gelangt seien.“

Der Arme übermittelte dem Padischah die Worte der Schlange, und dieser gab ihm noch ein Pud Gold.

Nun lief der Arme zur Schlangenhöhle und rief: „Komm heraus, Schlange, nimm die Hälfte des Goldes!“

Die Schlange kam aus ihrer Höhle hervorgekrochen. Der Arme schüttete das ganze Pud Gold vor sie hin und sagte: „Das letzte Mal traf ich unterwegs einen Menschen, deshalb konnte ich nicht bei dir vorbeikommen. Die andere Hälfte deines Goldes bringe ich dir später.“

Da sprach die Schlange zu dem Menschen: „Dich trifft keine Schuld. Beim ersten Mal, als du mir mein Schwanzende mit dem Säbel abschlugst, war der Padischah kriegerisch gestimmt und du warst es ebenfalls. Beim zweiten Mal, als du auf dem kürzesten Wege nach Hause eiltest und absichtlich meine Höhle umgingst, strebte der Padischah nach Gewinn, und auch du hattest nichts anderes im Kopf. Jetzt aber lebt der Padischah noch mehr im Überfluß als früher und das, was er verteilt, schmerzt ihn nicht – und auch du kannst es dir nun leisten, freigebig zu sein. Geh, ich brauche dein Gold nicht, ich bin eine Schlange. Nimm es, und mach, daß du nach Hause kommst. Ich wollte dir helfen, nun aber will ich dich nicht mehr sehen!“

[1]) Padischah – Fürst
[2]) Pud = veraltetes Gewichtsmaß, 16,3 Kilogramm

Die Auswahl der Märchen und die Übersetzung aus dem Russischen besorgte Gabriele Kleiner; Redaktion: Gisela Reller.

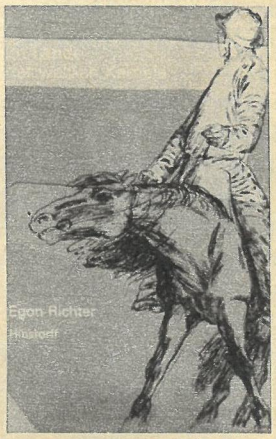
2× Egon Richter bei HINSTORFF
Roman und Reportage

Der Tod des alten Mannes

Roman

208 Seiten · Leinen
8,50 M

Dies ist die tragikomische Geschichte von Robert Küster. Er lebt im Widerstreit mit allem, was ihm begegnet, im Widerstand kaum. Er ist ein Feind der Anpassung, aber wie das Leben so spielt: er ist ihr ausgeliefert. Er ist Bergmann und Fischer, arbeitet in der Munitionsfabrik und im Sägewerk. Er hat eine Biographie wie viele andere. Und doch, und doch…
Er liebt die Anna und muß sich mit der Grete herumschlagen. Er fängt den Wittling im Bodden und träumt von Samoa. Sein Sohn aber ist nach Sydney verzogen.



Im Lande der weißen Kamele

Chronik einer Stippvisite
168 Seiten
mit Illustrationen
von Inge Jastram
Leinen · 6,80 M

Reisen in ein fernes Land. Tuwa, eingeschlossen von schroffen Bergketten, durchflossen von wilden Strömen. Tuwa, das Land der nomadisierenden Hirten und der nationalstolzen Volkskünstler.

Nach „Sehnsucht und Sonne" und „Eine Stadt und zehn Gesichter" legt der Autor eine weitere interessante Reisereportage vor: Erlebnisse im Herzen Asiens, Abenteuer an der Grenze zur Mongolei und zu China. Der Stoff ist vielfältig und exotisch. Der Bericht über Land und Leute informativ und unterhaltsam zu lesen.

– Fragen Sie in Ihrer Buchhandlung –

VEB Hinstorff Verlag ·
Lagerstraße 7 · Rostock, 2500

KASKO bevor es zu spät ist!

STAATLICHE VERSICHERUNG DER DDR

SOVTRANSAVTO bedeutet Personen- und Güterbeförderung per Achse
SOVTRANSAVTO bedeutet Kraftverkehr zwischen der Sowjetunion und Ländern Europas und Asiens
SOVTRANSAVTO bedeutet 23 reguläre Linien für Sammelguttransporte
SOVTRANSAVTO bedeutet Güterbeförderung aus Westeuropa nach Asien.
Zur Beförderung werden Außenhandels- und Ausstellungsgüter sowie Diplomaten- und Privatgepäck übernommen.
SOVTRANSAVTO STETS ZU IHREN DIENSTEN!

Anschrift:
UdSSR, 127 018, Moskau
Oktjabrjskaja ul., 2/12
Telefon: 971–36–63
Telex: 41 12 51

Sovtransavto

Bauberufe bei der Deutschen Reichsbahn – Berufe mit Zukunft

Als größter Verkehrsträger der DDR befördert die Deutsche Reichsbahn täglich 1,7 Millionen Reisende und 80 % des gesamten Güteraufkommens unserer Volkswirtschaft. Dafür sind 14 000 km Gleise mit entsprechenden Bahnanlagen instand zu halten, weitere Strecken zu bauen bzw. zu elektrifizieren. Das erfordert den Einsatz und die Beherrschung modernster Technik und Technologien. Diese Aufgaben sind nur mit qualifizierten Arbeitskräften lösbar.
In allen Betrieben, Werken und Produktionsbereichen sowie auf den Baustellen finden Sie interessante und abwechslungsreiche Facharbeitertätigkeiten im

- **Gleis- und Tiefbau**
- **Stahl- und Brückenbau, Betonbau**
- **Ingenieur- und schweren Erdbau**
- **Baumaschineneinsatz und -instandhaltung**
- **Maschinenbau und in der Metallbearbeitung**

Bei entsprechendem Hoch- bzw. Fachschulabschluß bestehen auch Einsatzmöglichkeiten in der Projektierung, Konstruktion, Forschung und Entwicklung, Technologie und Bauleitung.
Neben den bestehenden guten Verdienstmöglichkeiten bietet die DR zusätzlich folgende Vergünstigungen:

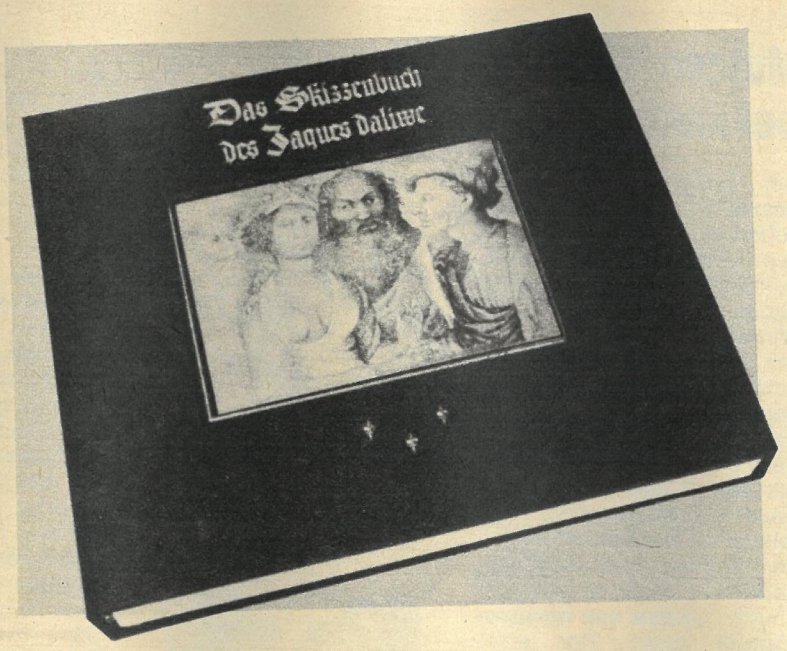
- Ständige Freifahrt zwischen Wohn- und Arbeitsort mit der Eisenbahn
- Freifahrt zur Naherholung im Umkreis von 50 km des Wohnsitzes sowie weitere Freifahrten – auch ins Ausland – für Beschäftigte der DR und deren Familienangehörige
- Zusätzliche Belohnung in Abhängigkeit von der Zugehörigkeit zur DR (bereits nach drei Jahren 8 % des jährlichen Bruttoeinkommens)
- Jahresendprämie
- Verleihung von Diensträngen sowie Gewährung von Auszeichnungen und Prämien für treue Dienste
- Regelmäßige medizinische Betreuung durch den Medizinischen Dienst des Verkehrswesens
- Erholungsmöglichkeiten in betriebseigenen Ferienobjekten bzw. im internationalen Urlauberaustausch
- Kinderferienlager im In- und Ausland
- Günstige Altersversorgung für Eisenbahner

Für Werktätige ohne entsprechende Ausbildung bestehen gute Qualifizierungs- und Entwicklungsmöglichkeiten.

Interessenten für eine Tätigkeit oder Berufsausbildung können sich an die folgenden Betriebe wenden:

DR, Gleisbaubetrieb Berlin, Stellingdamm
Berlin, 1170, Tel.: 4 97 32 63, 4 97 32 58
(mit BT in Berlin, Erkner, Fredersdorf, Binz, Fürstenberg/H.)
DR, Gleisbaubetrieb Bitterfeld, Karl-Marx-Str. 41 b
Bitterfeld, 4400, Tel.: 6 52 08, 30 49
(mit BT in Güsten, Profen, Halle)
DR, Gleisbaubetrieb Magdeburg, Friedrich-Ebert-Str. 70
Magdeburg, 3010, Tel.: 38 52 19, 38 52 29
(mit BT in Magdeburg, Königsborn, Brandenburg und in den Kreisen Hoyerswerda und Spremberg)
DR, Gleisbaubetrieb Naumburg, Wenzelsstraße 21
Naumburg, 4800, Tel. 5 53 05, 5 53 09, 5 53 23
(mit BT in Naumburg, Erfurt, Leipzig, Dresden)
DR, Elektrifizierungs- und Ingenieurbaubetrieb Berlin
Groß-Berliner Damm 81, **Berlin, 1197,** Tel. 63 89 42 22
(mit BT in Berlin, Borgsdorf, Waren, Leipzig, Seddin)
DR, Ingenieurbaubetrieb Dresden, Behringstraße 24
Dresden, 8010, Tel.: 4 38 22 16, 4 38 23 58, 4 38 23 22
(mit BT in Dresden, Magdeburg, Leipzig, Schwarze Pumpe)
DR, Stahlbau Dessau, Erich-Köckert-Str. 26
Dessau, 4500, Tel.: 84 94 22
(mit BT in Dessau, Dresden, Leipzig)

Reg.-Nr. 198/IV/88



Das Skizzenbuch des Jaques Daliwe

Jaques Daliwes Name findet sich auf der ersten Seite eines aus zwölf Buchsbaumtäfelchen bestehenden Musterbuches vom Anfang des 15. Jahrhunderts, das zu den kostbarsten Objekten der Deutschen Staatsbibliothek Berlin gehört. Die brillanten 22 Zeichnungen (zehn Tafeln sind beidseitig benutzt) sind mit feinem Silberstift ausgeführt und schattiert, teilweise mit Weiß und Gold gehöht. Mit hoher Wahrscheinlichkeit dienten die Zeichnungen einem wandernden Maler als Vorlagensammlung – für Buch-, Tafel- oder Wandmalerei gleichermaßen nutzbar. Das ehemals gebundene Buch enthält sowohl spätmittelalterliche als auch frühbürgerliche Szenen und Motive, so z. B. noch der Gotik des 14. Jahrhunderts angehörende Heiligendarstellungen und Szenen des Neuen Testamentes, aber auch der Renaissance zugehörige Porträt- und Figurenstudien sowie Landschaftsszenen mit Tieren. Alle Zeichnungen verraten eine meisterhafte, lebensnahe Strichführung. Der Maler steht der Miniaturschule der Brüder von Limburg sehr nahe, möglicherweise ist er sogar direkt aus ihr hervorgegangen.
Die originalgetreue Faksimilierung der Abbildungen und die angeglichene buchbinderische Aufarbeitung geben dem Leser einen einmaligen adäquaten Eindruck des über 550 Jahre alten Skizzenbuches, das seinem Besitzer Arbeitstitel und Mustersammlung gleichermaßen war. Begleitet wird die Faksimileedition von einem umfangreichen kunsthistorischen Kommentar, den Dr. Ulrike Jenni (Wien) nach detaillierten Untersuchungen am Original und umfassenden Studien vergleichbarer Objekte in Paris und New York (Piermont Morgan Library) für diese Ausgabe anfertigte.
Faksimileausgabe nach dem Original aus der Deutschen Staatsbibliothek Berlin. Mit einem kunstgeschichtlichen Kommentar von Ulrike Jenni, Wien, und einem verbringungsgeschichtlichen Beitrag von Ursula Winter, Berlin.
24 Tafeln im 7- bis 8farbigen Lichtdruck auf Kartonblätter aufgehängt. Format 12,6 cm × 8,7 cm. 88 Seiten Kommentar mit 30 Vergleichsabbildungen. Format 23 cm × 19 cm. Broschur. Alle Teile der Ausgabe in Schmuckkassette.
DDR 290,– M; Ausland 290,– DM.
ISBN 3-361-00152-8
594 517 1 Jaques Daliwe

Vertriebsrechte für das NSW bei VCH Verlagsgesellschaft, Weinheim

Richten Sie Bestellungen bitte an den Buchhandel.

EDITION LEIPZIG
Verlag für Kunst und Wissenschaft
PSF 340 · Leipzig 7010 · DDR

Mützenbekanntschaften

Der nächste Winter kommt bestimmt, das heißt, er ist schon da, er kam früh in diesem Jahr. Sie waren doch hoffentlich gut vorbereitet, haben vorausschauend Ihre Wintersportgeräte überholt, wie es das Sprichwort empfiehlt: **Гото́вь са́ни ле́том, а телёгу – зимо́й!** – Richte den Schlitten im Sommer, den Wagen aber im Winter! Mit dem Wagen ist hier der Bauernkarren gemeint.

Wieder ist ein Jahr herum und der Schnee vom vergangenen nicht mehr aktuell, gar unnütz: **ну́жен как прошлого́дний снег.** Der erste Schneemann, im Russischen das Schneeweib – **сне́жная ба́ба** – aus Neuschnee war schon zu sehen, und man sollte sich nach einem warmen Plätzchen – **тёплое ме́стечко** – umsehen. Daß dies im übertragenen Sinne einen einträglichen Posten bezeichnet, übersehen wir schamhaft; denn wir sind es gewöhnt, zuerst etwas Ordentliches zu leisten, bevor wir die angenehmen Seiten des Lebens genießen: **Лю́бишь ката́ться, люби́ и са́ночки вози́ть** – Willst du rodeln, dann zieh auch den Schlitten, oder: Wer A sagt, muß auch B sagen, oder: Erst die Arbeit, dann das Vergnügen. Aber man benutze auch ja seinen eigenen Schlitten! Denn wer sich in einen fremden Schlitten setzt – **сади́ться не в свои́ са́ни –,** gilt als Laie auf dem entsprechenden Fachgebiet. Wir empfehlen in ähnlicher Situation: Schuster, bleib bei deinem Leisten! Wer kennt nicht das Sprichwort: Wenn's dem Esel zu wohl ist, geht er aufs Eis tanzen. Das sollte er lieber bleibenlassen, denn es könnte ihm überraschend – **как снег на го́лову,** also wie Schnee auf den Kopf, im Deutschen: wie ein Blitz aus heiterem Himmel, bedeutet werden, wo's langgeht: **показа́ть, где ра́ки зиму́ют** – jemandem zeigen, wo die Krebse überwintern. Das bezeichnet eine Drohung der Art wie jemandem zeigen, was eine Harke ist. Der Gescholtene mag dann wie ein Fisch auf dem trockenen zappeln, russisch: **би́ться как ры́ба об лёд –** wie ein Fisch ans Eis schlagen –, er gelangt mit seinem Anliegen unweigerlich aufs tote Gleis, befindet sich auf dem Gefrierpunkt: **находи́ться на то́чке замерза́ния.** Einmal beginnt auch der unauffälligste Zeitgenosse, einer, der sommers wie winters die gleiche Farbe trägt – **зимо́й и ле́том одни́м цве́том,** das Eis zu brechen – **слома́ть лёд,** so daß er dann froh verkünden kann: **Лёд тро́нулся** – Das Eis hat sich bewegt, was bedeutet: Der Anfang ist gemacht, der Grundstein gelegt. Guten Beziehungen steht nun nichts mehr im Wege, und es wird nicht bei einer flüchtigen Bekanntschaft – **ша́почное знако́мство** – bleiben, einer Mützenbekanntschaft, wie es russisch heißt. Das Adjektiv **ша́почны** ist von **ша́пка** – Mütze, Kappe – abgeleitet; die kurz gelüftete **ша́пка,** obligatorischer Bestandteil der Winterbekleidung, kennzeichnet also jene kurze Bekanntschaft.

Mit dem Sprichwort **Ско́лько лет, ско́лько зим!** hingegen begrüßen sich langjährige gute Bekannte, wenn sie sich „eine Ewigkeit" nicht gesehen haben: Wie viele Sommer, wie viele Winter! Daß man sich wieder einmal trifft! Apropos treffen... Viele kennen nur diese Bedeutung des Verbs **встреча́ть.** Es heißt aber auch soviel wie abholen, empfangen. Daher kommt der Ausdruck **встреча́ть Но́вый год** – das neue Jahr empfangen; wir sagen Silvester feiern. Zum Jahresausklang wünschen wir Ihnen viel Freude, doch zum Abschluß unserer Serie sollen Sie noch einmal das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden, damit Sie dann mit gutem Gewissen alle Feste feiern können: **Сде́лал де́ло, гуля́й сме́ло!,** etwa: Saure Wochen, frohe Feste! oder: Ohne Fleiß kein Preis! In diesem Sinne **Всего́ наилу́чшего!**

Hella Rymarowicz

Любишь кататься, люби и саночки возить.

шапочное знакомство

Russisch
in Redensarten

как снег на голову

встречать Новый год

PREISFRAGE

In unserem Neujahrsgedicht sind sechs Wörter abhanden gekommen. Ergänzen Sie bitte die fehlenden. Nehmen Sie zur Sinnerfassung ein Wörterbuch zu Hilfe, da das Gedicht keine direkte Beziehung zum Text hat.

Я с Новым ... поздравляю,
мира, счастья вам...,
и веселья круглый...
и немножечко хлопот!
И успеха на...,
уважения в народе
и здоровья целый воз.
С ... годом! Дед....

Zu gewinnen sind: Einmal 100 M, einmal 75 M und dreimal 50 M. Einsendeschluß: 4. Januar 1989. Auflösung in Heft 2/89. Ihre Postkarte senden Sie bitte an: Redaktion FREIE WELT, Postfach 9, Berlin, 1056.

Zeichnungen: Detlev Schüler

Sie fragen wir antworten

Tauziehen

Was hat es mit der Modernisierung atomarer Kurzstreckenwaffen auf sich? Ist das nicht eine neue Gefahr für die weitere Abrüstung?

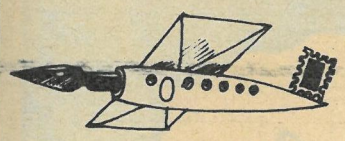
Hans Voigt, Dresden

Sofort nach Abschluß des INF-Abkommens (INF – Intermediate Nuclear Forces) sprach man in Kreisen, die besagten Vertrag nur zähneknirschend akzeptierten, von einer Modernisierung der verbliebenen Kurzstreckensysteme, mit der ausdrücklichen Beifügung, daß diese den INF-Vertrag nicht unterlaufe. Es geht um die nuklearen Artillerie- und Kurzstreckenraketensysteme, die nach dem Willen der sozialistischen Länder und der westeuropäischen Öffentlichkeit in die „dritte Nulloption" einbezogen werden sollten. Die führenden NATO-Militärs waren sich dahingehend einig, diese Waffenpotentiale zu belassen und bis 1995 zu modernisieren. Die „Bedrohung aus dem Osten" ist das Vehikel für diese Entscheidung. Die Reichweiten der Lance-Raketen sollen von derzeit 120 auf knapp 500 Kilometer erhöht werden. (Der INF-Vertrag verbietet für Kurz- und Mittelstreckenraketen Reichweiten über 500 km.) Hier liegt dann keine Modernisierung im eigentlichen Sinne vor, sondern die Installierung neuer Waffensysteme, die der Hochrüstung neue Impulse verleihen würden. Auf ihrer 44. Tagung im niederländischen Seebad Scheveningen haben sich die Verteidigungsminister der 14 Teilnehmerstaaten der Nuklearen Planungsgruppe der NATO auf ein Modernisierungsprogramm nicht einigen können, trotz starken Drängens seitens der USA. Teils, weil man meinte, daß künftige Abrüstungsverhandlungen im konventionellen Bereich auch diese Waffen einschließen werden und somit „kein Handlungsbedarf" vorliegt, teils auch, weil die eigene Öffentlichkeit gegen jede Modernisierungsbestrebung massive Proteste angemeldet hat. Das Tauziehen um die Modernisierung hält somit noch an.

Hans Bergmann

„Der Schnee fällt in Flocken und weiß glänzt der Wald... und bietet reizvolle Fotomotive auch ohne Nadelbäume. Die Aufnahme von Leonhard Penzold, Berlin, entstand in der Böhmischen Schweiz nicht weit von Kyjov.

Wer schreibt uns?



Lada Kostjunitschewa, 19 Jahre alt, Pädagogikstudentin, fröhlich, humorvoll, romantisch, die Gemütlichkeit liebend. Interessen: Reisen, Musik, Literatur und Fremdsprachen. UdSSR, 603 081 Gorki, pr. Gagarina d. 82, obschtsch. 1

Sergej Krawzow, 16 Jahre alt, wünscht Briefwechsel mit Altersgenossen. Interessen: Sport, Natur, Tiere, Musik, sammelt Plakate und Kalender. UdSSR, 466 214 Slatoust, Tscheljabinskaja obl., ul. Stroitelej d. 8, kw. 42

Ilmars Talle, 17 Jahre, besucht die 4. Rigaer Medizinische Fachschule, wünscht Briefwechsel in Deutsch oder Russisch; Interessen: Sport, Literatur, sammelt Kalender. UdSSR, Lettische SSR, 226 019 Riga 19, Lubanasstr. 14–85

Oxana Glebowa, Schülerin der 6. Klasse. UdSSR, 310 204 Charkow, Pro. Pobedy d. 64, kw. 544

Kurz belichtet

Im Frühherbst 1988 unternahm eine Gruppe von NDPD-Mitgliedern eine Studienreise nach Moskau, Wolgograd und Leningrad. Unser Autor nahm daran teil und skizzierte seine Eindrücke. Hier ein Auszug:

Vor mehr als 60 Jahren stand Egon Erwin Kisch auf denselben Moskauer Plätzen, über die wir heute laufen. Viel ist inzwischen geschehen, sehr viel. Sein Buch „Zaren, Popen, Bolschewiken" ist in meinem Gepäck. Ich kann vergleichen. Anders als Kisch aber suche ich nicht nach dem, was sich gegenüber dem Zarenreich verändert hat. Ich konstatiere zunächst einige Gleichheitszeichen zwischen Prinzipiellem, das die Revolution schon in ihren ersten Jahren vollbrachte, und dem, was heute gilt: niedrige Mieten und Verkehrstarife, billige Urlaubsplätze, kostenlose Kuren… Aber auch Neues sehe ich: In der Kropotkin-Straße arbeitet ein kooperatives Café. Im Gesundheitswesen ist wie in vielen Lebensbereichen eine Reform zur Erhöhung der Qualität im Gange, so erfahre ich.

Seit dem XXVII. Parteitag der KPdSU ging ein spürbarer Ruck durch das Riesenland, dem mit der 19. Unions-Parteikonferenz neue Dynamik zuströmte… Abends auf dem Arbat. Die „moskauischste Straße von Moskau", wie die Einheimischen sagen. Ein junger Mann mit Recorder rennt den Boulevard auf und ab, der schroffe, abgehackte Gesang von Wyssozki tönt aus dem Gerät; andere musizieren selbst, Flötentöne vermischen sich mit Gitarrenakkorden. Zwei Burschen versuchen sich im Breakdance. Es heißt, mancher Künstler sei hier entdeckt worden, doch die Regel wird es nicht sein. Vieles klingt dilettantisch. Aber es schafft Atmosphäre. Wohl dutzendmal bin ich gefragt worden, ob ich ein Konterfei wünsche – in Kohle, Öl, Pastell, Aquarell… Die sagenhafte Moskauer Metro hat mich wieder. Der „Verkehr in Moskau" – so nannte Kisch eine seiner Reportagen – ermöglicht, daß man möglichst rasch woanders ist. Unsere Unterkunft liegt am Rande der Stadt. Während der Fahrt beobachte ich einen jungen Moskauer, der behutsam einen Käfer vom Mittelgang aufhebt…

Eckhard Bahr, Dresden

Preisfrage

Heft 26/88 - - -

Welche Jugendinitiative wird bereits in 200 sowjetischen Städten praktiziert?

Die Lösung finden Sie in einem Beitrag dieses Heftes. **1 × 50 M** sind zu gewinnen. Das Los entscheidet. Auflösung in Heft 2/89. Ihre Postkarte mit ausgeschnittener Marke – siehe Schere – und Antwort schicken Sie bitte an Redaktion FREIE WELT, Postfach 9, Berlin, 1056.

Briefe werden nicht gewertet. Einsendeschluß: 4. Januar 1989. Auflösung von Heft 23/88: Wladimir Salnikow. Wir gratulieren Nadine Goebel, Fehrbellin.

Denkmäler

So war es richtig in Heft 23/88: 1869 entdeckte Mendelejew das Periodensystem der Elemente. Es gewannen: 100 M – E. Muster, Hoyerswerda; 75 M – R. Schmeling, Bergen; je 50 M – J. Freiberg, Berlin; B. Winkler, Lübbenau; H. Rupp, Neubrandenburg.

Redaktion: Ingrid Buchholz, Helga Bengtson; Fotos: TASS/Utkin, Christian Borchert; Repro aus „Leoš Janáček für Sie porträtiert"; Vignette: Martin Kotsch

„Alles kann passieren…"

Der Beitrag „Im siebenten Jahr goldene Hoch-Zeit" (FW 23/88) über den 1500-m-Freistil-Olympiasieger von Söul Wladimir Salnikow hat mich sehr bewegt. Zu Mut, Ausdauer, Kraft gehört auch eine Familie, die stets zusammenhält.

Frieda Altmann, Görlitz

Ich habe nur gestaunt, daß er noch einmal der Weltelite Paroli bot.

Christa Wolf, Dresden

Es ist bewundernswert, wie er sich für diesen Höhepunkt in Form brachte und triumphieren konnte.

Joachim Hoppe, Rostock

Wir haben mit ihm und seiner Familie gefühlt. Ganz große Klasse!

Familie Lundschien, Barth

Sie brachten ein paar kluge Sätze von Wladimir Salnikow. Haben Sie noch mehr davon auf Lager?

Yvonne Mühlfeld, Dresden

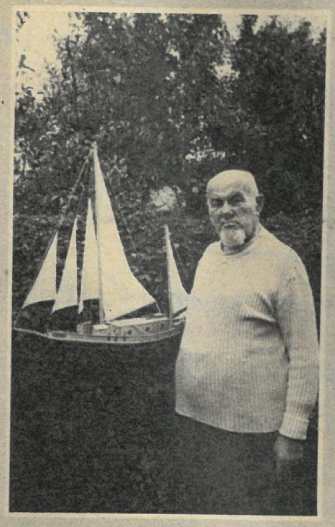
Ja, unser Sportreporter hat sogar bisher noch unveröffentlichte herausgerückt: Olympia ist etwas, was sich mit anderem nicht vergleichen läßt. Die Aufregung ist dort um ein Vielfaches größer als anderswo, und es ist nicht wichtig, ob du Favorit bist oder keiner. Alles kann passieren: Der phantastische Höhenflug eines Unbekannten oder der nicht weniger phantastische Einbruch eines ganz Großen. – Bis zum olympischen Start nervlich intakt zu bleiben – wie ich das machte? Ich versuchte, die pure Beteiligung an den Spielen als ein Vergnügen zu betrachten und mir einzubilden, ich sei zu nichts anderem als zu einem Fest gefahren. – Freundschaft ist für mich das Bedürfnis, einander wichtig zu sein.

Käpt'n Turek

Eine Anmerkung zu Ihrem Rätsel-Quiz in Heft 23/88: Der Geburtstag von Ludwig Turek jährte sich 1988 nicht zum 100., sondern zum 90. Mal.

Christel Vogel, Stendal

Danke – wir entschuldigen uns besonders bei den Stendalern, denn dort wurde der Schriftsteller geboren. „Am 28. August 1898, an einem Sonntagabend, erblickte ich zum ersten Mal das Licht. Es war das Licht einer alten Petroleumlampe. Ich glaube, meine Mutter hatte zu dieser Geburt an einem Werktag keine Zeit. Auch der Umstand, daß ich… auf kahlen Dielenbrettern neben einer uralten Kommode geboren wurde, spricht dafür, daß meine Mutter auf dieses Ereignis keinen großen Wert legte…" So beginnt Tureks erstes Buch „Ein Prolet erzählt". Fünf Monate vor seiner Geburt war der Vater gestorben. Von diesem Erstlingswerk erschienen zu seinen Lebzeiten 21 Auflagen. Unser Foto zeigt Ludwig Turek, dessen Liebe dem Segelsport gehörte, im Alter von 77 Jahren mit dem Modell seines Jollenkreuzers.



Achtungsbeweis

Erst kürzlich kam ich dazu, mich in mehrere FREIE WELT-Ausgaben zu vertiefen. Besonders gefreut habe ich mich über das Interview mit dem Stellvertretenden Außenminister der DDR, Peter Florin, nach Beendigung seiner Amtszeit als Präsident der 42. UN-Vollversammlung („Der Hammer des Präsidenten", FW 20/88). Ich lernte Peter Florin in den ersten Nachkriegstagen in Wittenberg kennen, damals ein schmächtiger junger Mann. Er hatte in den Reihen der Roten Armee gegen den Hitlerfaschismus gekämpft und hinter der Frontlinie, im Rücken der Hitlertruppen, einen wichtigen und gefährlichen Auftrag erfüllt. Nun war er einer der Aktivisten der ersten Stunde. Überall, wo er eingesetzt wurde, zeichneten ihn Klassenbewußtsein, Pflichttreue und Bescheidenheit aus. Seine Wahl zum Präsidenten der 42. UN-Vollversammlung war ein deutlicher Beweis von Achtung für ihn und für seinen Staat.

Wladimir Gall, Moskau

Ozonloch

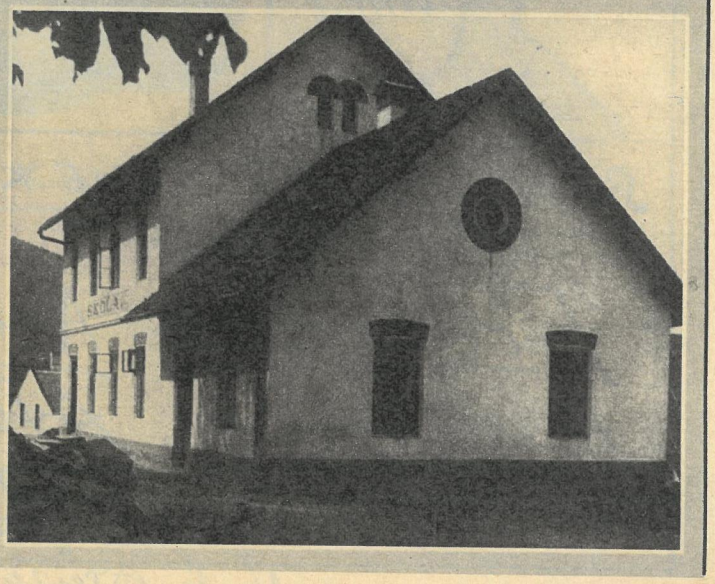
Was den „Löchrigen Sonnenfilter" betrifft (FW 24/88), werden nun viele Leute wie ich ganz bewußt auf Spray verzichten und damit ihren Beitrag leisten.

Ursel Riederer, Dresden

Unterwegs entdeckt

Ihrer Anregung folgend möchte ich meine Entdekkung vorstellen. Auf einer Reise durch Böhmen und Mähren lernte ich die Burg und den Ort Hukvaldy kennen. Die Ruine der Burg aus dem 13. Jahrhundert ist ein Denkmal für Befestigungsanlagen von der Gotik bis zum Barock. Der Ort Hukvaldy ist eng mit dem Leben des tschechischen Komponisten und Volksliedforschers Leoš Janáček verbunden, der hier 1854 im Schulgebäude zur Welt kam. Sein Geburtshaus (Foto) und die Gedenkstätte im ehemaligen Wohnhaus kann man besichtigen. Auch andere historische Bauten wie das alte Brauhaus und eine Windmühle holländischen Typs lohnen den Besuch.

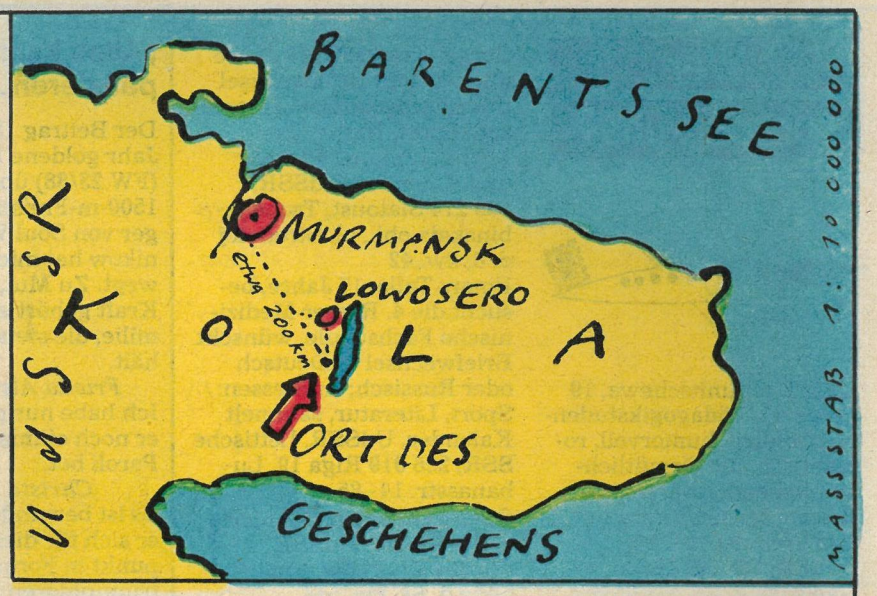
Herbert Franke, Mülsen St. Jacob

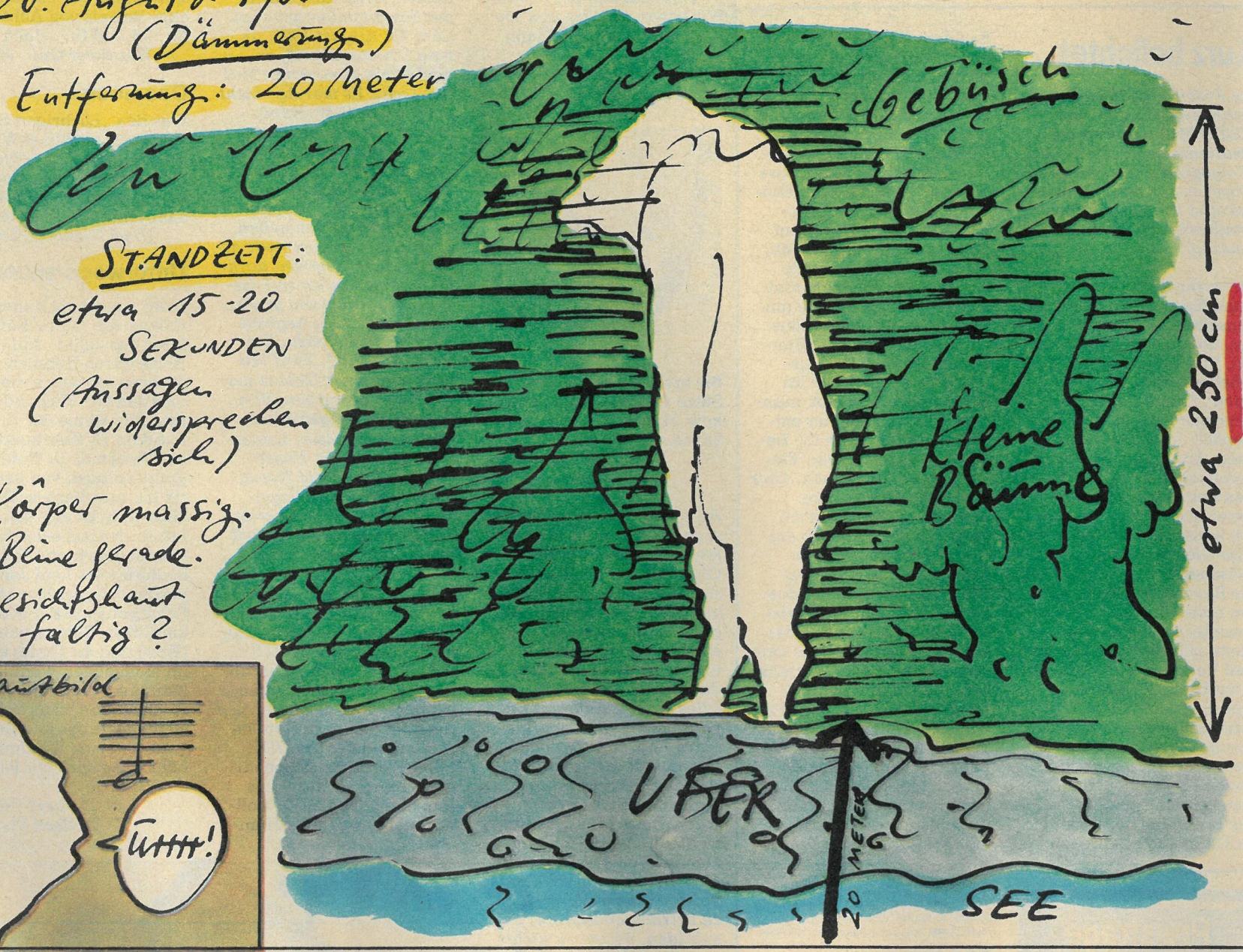


Halbinsel Kola (КОЛА)

Gebiet Murmansk
(МУРМАНСКАЯ ОБЛАСТЬ)

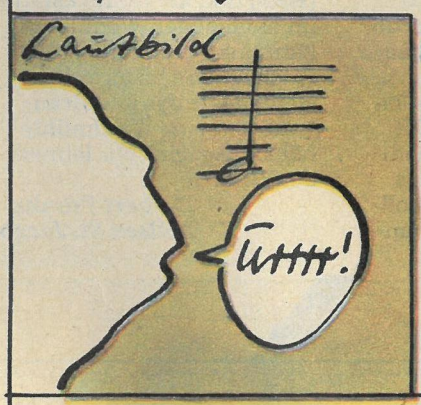
Nähe Lowosero (ЛОВОЗЕРО)
am Lowosero-See (südl. Teil)
(ОЗЕРО ЛОВОЗЕРО)
Westufer Samstag
20. August 1988 abends
(Dämmerung)
Entfernung: 20 Meter





STANDZEIT:
etwa 15-20
SEKUNDEN
(Aussagen
widersprechen
sich)

Körper massig.
Beine gerade.
Gesichtshaut
faltig?



SCHNEEMENSCH - СНЕЖНЫЙ ЧЕЛОВЕК - YETI - BIG FOOT

Farbe:	Name:	Alter:	Geschlecht:
HELLGRAU (dichtes Fell) FAST WEISS	Afonja (АФОНЯ) die Jungen nannten ihn so!	noch ungewiß	♂

PFLANZENFRESSER!!!

Nach Augenzeugen-Berichten:
vom 26./27.10.88

Für die Richtigkeit
Borchert
23.11.88

Versunken in Afonjas Fußstapfen

Eine nur etwas unkonventionelle Schneemenschen-Reportage von Bernd Siegmund (Text) und Manfred Bofinger (Zeichnungen)

Wir sind in Murmansk. Sie wissen schon, größte Stadt der Welt hinter dem Polarkreis, Kola-Halbinsel, eisfreier Hafen, Barentssee, Golfstrom, 1916 gegründet. 500 000 Menschen wohnen heute hier. Eine halbe Million Schneemenschen.

Man muß das so deutlich formulieren angesichts der klimatischen Tatsache, daß Murmansk an nur 85 Tagen des Jahres schneefrei ist. Es kommt noch schlimmer: Nur 55 Tage im Jahr erhebt sich das Thermometer mit Mühe und Not über null Grad Celsius. Um von Fahrenheit gar nicht erst zu reden.

Auch wenn es sich bei diesen Daten durch die Bank weg um Mittelwerte handelt, ist damit schon eine ganze Menge Neues über Schneemenschen gesagt.

Das Tragische ist nur: Er, der eigentliche, der wirkliche Schneemensch, seit Jahrzehnten von Expeditionen aus aller Welt gesucht, dieses reliktäre hominide Wesen, wie die Wissenschaftler sagen, lebt nicht unter den 500 000 Murmanskern. Versicherten uns zumindest höchste Stellen. Aber sollte man mit Pauschalurteilen dieser Art nicht vorsichtiger sein?

Die Kryptozoologie oder Der Traum vom schlichten Händedruck

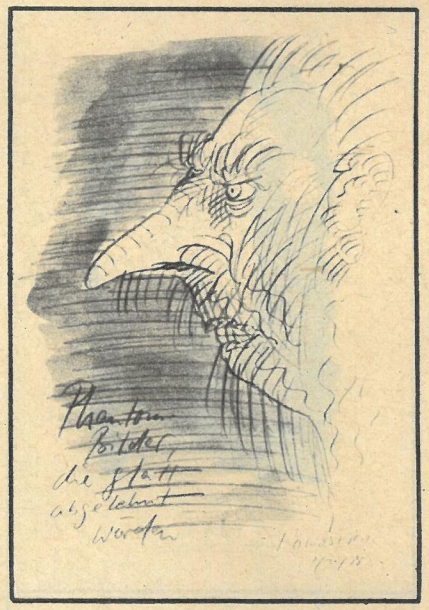
Murmansk ist das Basislager unserer Expedition. Von hier aus wollen Manfred Bofinger und ich den Schneemenschen suchen. Uns durchschlagen nach Lowosero. Hin zum Ort der schrecklichen und sensationellen Geschehnisse, die den August des Jahres 1988 so denkwürdig werden ließen, über die sogar das Zentrale Sowjetische Fernsehen in der amtlichen Nachrichtensendung „Wremja“ berichtet hatte. Er ist wieder da, so lautete die Hauptaussage. In Lowosero hat man ihn gesehen. Den Schneemenschen. Nicht im Pamir, nicht in Westsibirien, auf der Kolahalbinsel treibt er jetzt sein garstig Spiel.

Eine Expedition will gut geplant sein. Nach reiflichem Überlegen verzichten wir auf alles, was dem Unternehmen schaden könnte. Keine Träger, kein Gepäck, keine Vorurteile, nur uns selbst nehmen wir mit. Und einen Führer. Leonid Wassiljewitsch Jershow. Dieser 40jährige Mann, der als Docker im Hafen von Murmansk arbeitet, weiß so ziemlich alles über den Schneemenschen. Obwohl er noch keinen wirklich zu Gesicht bekommen hat. Aber da waren immerhin zwei Episoden im Pamir. „Für die eine kann ich mich nicht verbürgen“, sagt er, „es war einfach zu dunkel in der Bergschlucht. Das zweite Mal sah ich ihn flüchtig, aber nur aus der Ferne.“

Seit sechs Jahren beschäftigt sich Leonid Jershow als begeisterter Hobby-Forscher mit dem Problem des Relikthominiden, des Überbleibsels eines Menschenähnlichen. Mit dem sagenumwobenen Schneemenschen also, den die Mongolen „Almas“ nennen, die Tschuktschen und Jakuten „Tschutschuna“, die nördlichen Kaukasier „Kaptar“, die Uiguren „Schön-ssju“, die Kanadier „Sasquatscha“, die Chinesen „Mi-Gö“, die Lowoserer „Afonja“, die Amerikaner „big foot“ und die Westsibirier „Kompole“. Niemand weiß genau zu sagen, wie er wirklich heißt. Es ist nicht einmal ausgeschlossen, daß es noch Völker gibt, die ihn ganz anders nennen. Aus Furcht vor ihm jedoch nicht wagen, seinen Namen in den Mund zu nehmen.

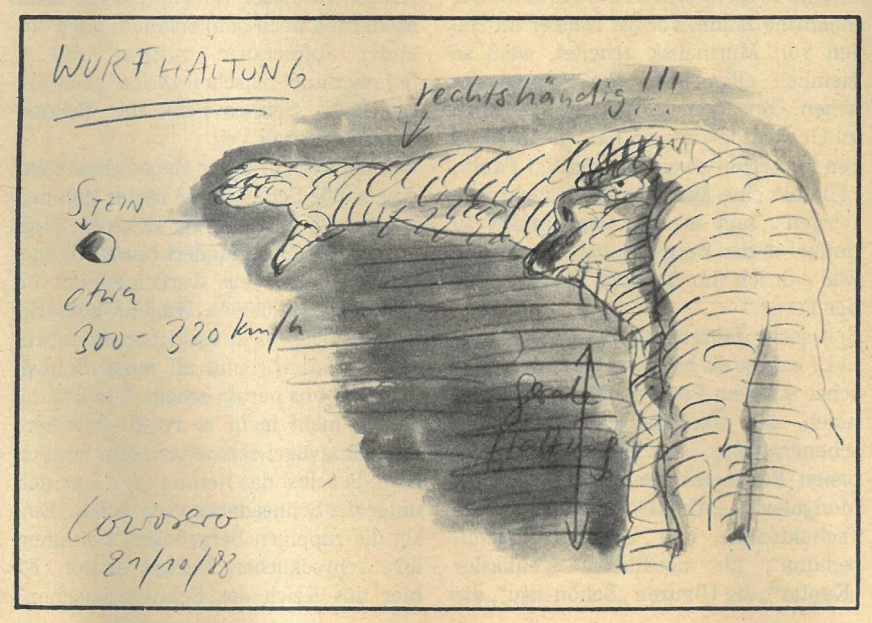
Die Berliner sind da anders. Ihnen fällt das Verdienst zu, dem Schneemenschen den berühmtesten aller Namen verpaßt zu haben. Seit langen, langen Jahren hört man immer wieder gerade zur Winterszeit in dieser 751 Jahre alten Stadt Menschen nach dem ersten Schnee einander aufmerksam zurufen: „Ye ti Schneeräumerei schon wieder nach hinten los!?“ Seither heißt der Schneemensch überall Yeti.

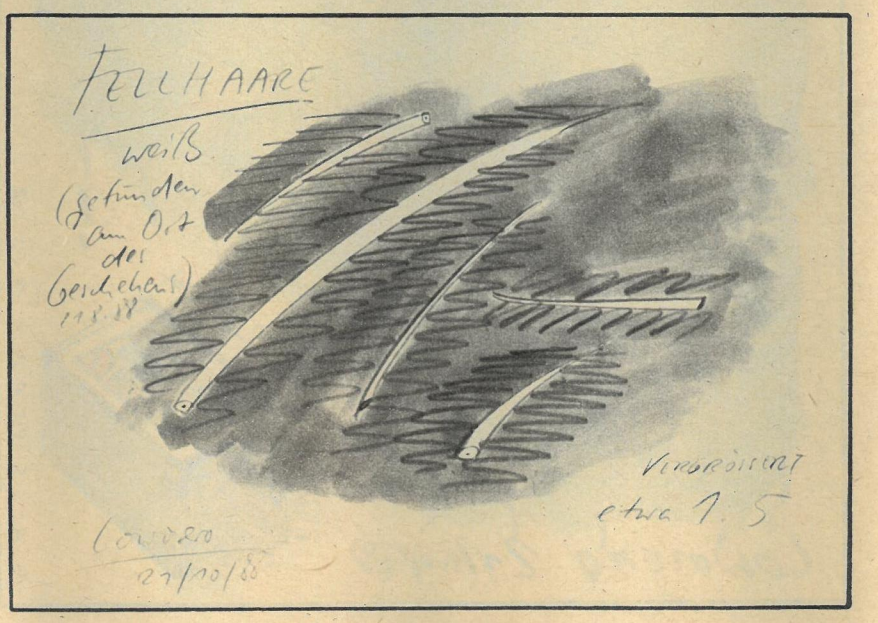
Schnell verläßt unser Expeditions-Taxi, eine weiße Schneefahne hinter sich herziehend, die Mauern der sicheren Stadt Murmansk. Zweihundert harte Kilometer liegen vor uns. Zurückgelehnt im Fond des bequemen Wagens bemerke ich, wie sich nach und nach die arktische Landschaft mit all ihren Schwächen um uns herum erhebt. Die Bäume wollen nicht mehr so recht gedeihen, kein Singvogel schmettert sein südlich Lied, ja selbst das Rentiermoos hat sich unter die Schneedecke verkrochen. Einzig die ruppigen Bergrücken krümmen ihre schrecklichen Buckel empor. Ist hier das Reich des Schneemenschen?

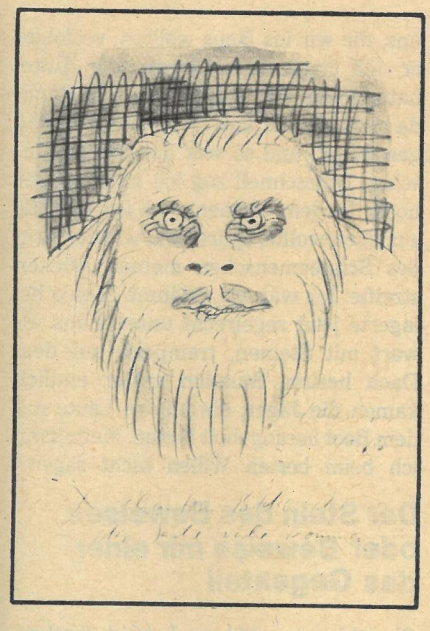


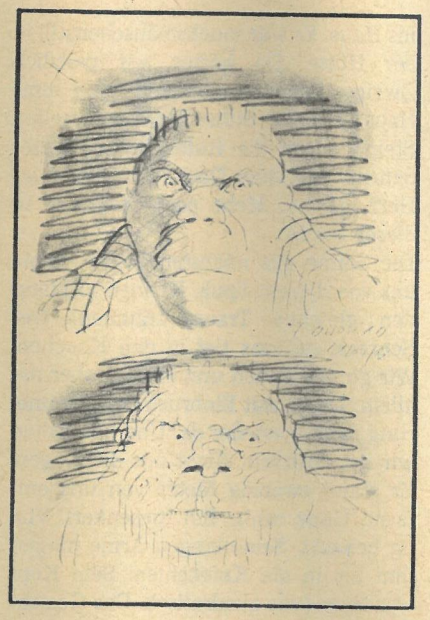
Versunken in Afonjas Fußstapfen

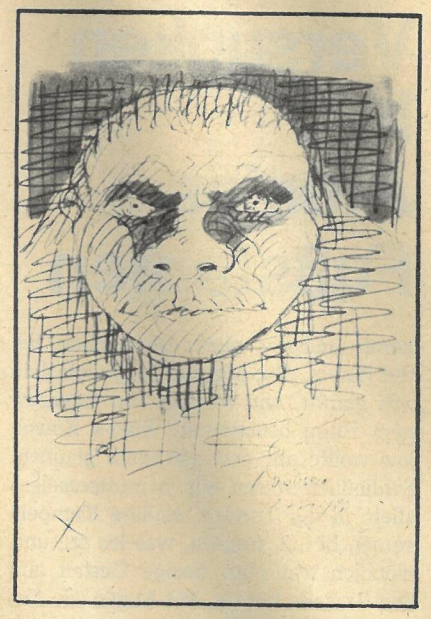
„Nein“, sagt Leonid Jershow erschaudernd, „hier könnte selbst er nicht leben.“
Was wissen wir überhaupt über diesen blinden Passagier auf unserem Erdenschiff?
„Er soll ein zottiges Lebewesen sein in der Größenordnung von ein Meter achtzig bis zwei Meter dreißig. Und er ist stärker als der Mensch.“ So Manfred Bofinger.
Daß wir es hier nicht nur mit einer bloßen Behauptung dieses Karikaturisten zu tun haben, beweist folgender Zwischenfall: Bergbewohner von Tibet bemerkten eines Tages, daß ein Schneemensch regelmäßig aus ihrem Brunnentrog in Kapur Dag am Jelep-Paß zu trinken pflegte. Um seiner habhaft zu werden, füllten sie den Trog mit Chang, einem tibetanischen Gerstenbier. Yeti trank wie gewohnt aus dem Trog und fiel kurz darauf in schwerem Rausch zu Boden. Die Bergbewohner fesselten den betrunkenen Schneemenschen, um ihn als Ausstellungsstück nach Kalimpong zu bringen. Unterwegs ist Yeti jedoch wieder nüchtern geworden, sprengte unter ungeheurer Kraftentfaltung die Fesseln und entschwand.
Was wissen wir weiter?
„Seine durch Gipsabdrücke gesicherte Fußgröße“, sagt Leonid Jershow, „liegt zwischen 34 und 50 Zentimetern. Die Füße sind platt und breit, die Zehen kräftig. Das Moskauer Kriminaltechnische Institut hat solche Fußabdrücke ausgewertet und daraus ein Körpergewicht von 210 bis 230 Kilogramm errechnet.“
Manfred Bofinger: „Er kann nicht sprechen, gibt aber Laute von sich.“
Auch das ist bewiesen. Eine Expedition, die im vergangenen Jahr von der „Komsomolskaja Prawda“ durchgeführt wurde, bestätigte die akustische Sensation. Am achten Tag der Reise durch Sibirien, bei Einbruch der Dunkelheit, bemerkten die Wissenschaftler stechende Augen aus dem benachbarten Gebüsch. Ein Schneemensch! Auf den Pfiff eines Biologen hin reagierte Yeti mit haarsträubendem Gebrüll. Auf einen zweifachen Pfiff folgte ein zweifaches Gebrüll. Auf einen dreifachen… Brechen wir die Kausalkette an dieser Stelle ab. „Denn noch etwas gilt als gesichert“, sagt Manfred Bofinger weiter. „Der Schneemensch hat einen grauen, gelbbraunen oder braun behaarten Körper.“
„Und er geht aufrecht“, melde ich mich zu Wort. „Er kann kein Feuer machen, wirft aber gerne mit Steinen. Und er riecht streng nach Knoblauch oder so.“
Diese Tatsache ist besonders interessant. Nicht nur, weil ich sie erzähle, sondern auch, weil da das beeindruckende Erlebnis des Arztes Karapetjan ist. Dieser Oberstleutnant des medizinischen Dienstes wußte der staunenden Umwelt zu berichten: „Im Winter des Jahres 1941 befand ich mich dienstlich in einem abgelegenen dagestanischen Dorf. Ich wollte gerade wieder abreisen, als mich ein paar Leute aufsuchten und baten, mein Urteil über ein Wesen abzugeben, das sie gefangen hatten. Und bei dem sie nicht recht wußten: Ist das nun ein Mensch, oder ist das ein Tier? Das Geschöpf männlichen Geschlechts war etwa einen Meter achtzig groß, sein unbekleideter Körper mit dichtem, dunklem Haar bedeckt, das auf dem Kopf länger und ziemlich zerzaust, im Gesicht kürzer war und an das Fell eines Kalbes erinnerte. Der ‚Gefangene‘ hatte Arme und Beine wie ein Mensch und stand aufrecht. Er hatte sich in eine Ecke zurückgezogen und starrte verstört vor sich hin. Zuerst wunderte ich mich, warum man dieses Wesen bei dem Frost, der draußen herrschte, in einen Schuppen gesperrt hatte. Doch dann stellte sich heraus, daß er in einem geheizten Raum sehr stark schwitzte und dabei einen ziemlichen Gestank verbreitete. Das ist ein wilder Mensch, entschied ich, und der ‚Gefangene‘ wurde sogleich freigelassen. Schnell verschwand er in den Bergen.“ Das war sicher der größte Fehler, den der Arzt Karapetjan je in seinem Leben verzapft hatte. Eine vertane Chance… Wird sie je wiederkommen?
Leonid Jershow ist da zuversichtlich. Vor allem, weil in diesem Jahr die „Gesellschaft für Kryptozoologie der Sowjetunion“ gegründet wurde. Und er ihr Mitglied ist. Neben dreihundert anderen. Die Kryptozoologen sind kein Geheimbund, wie man vermuten könnte, da das Wort Krypto ja aus dem Griechischen kommt und nichts anderes als geheim heißt. Es sind Leute wie du und ich, die einfach an etwas glauben und etwas suchen, von dem andere Leute meinen, daß es das gar nicht gibt.
„Den Schneemenschen beispielsweise“, sagt Leonid Jershow, „was diesen Kerl anbelangt, so ist nun alles nur noch eine Frage der Zeit. Unsere Kräfte, die früher stagnierten, sind jetzt durch die Gesellschaft republikweit gebündelt. Wir werden Expeditionen ausrüsten, mit modernster Technik arbeiten, uns keine Minute lang schonen. Bis wir ihn haben.“ Doch was wird dann?
In dieser Frage gehen die Meinungen der Schneemenschen-Gläubigen ziemlich weit auseinander. Während die einen fordern, man müßte die Yetis zähmen und einen großen Nationalpark für sie einrichten, träumen andere, wie der Wissenschaftler Igor Burzew, schlicht davon, ihm bei einer Begegnung „einfach die Hand zu drücken“.











Nun endlich, am Horizont taucht Lowosero auf. Eine Siedlung städtischen Typs, die sich bislang noch keinen rechten Ruf in der Welt hat verdienen können. Plötzlich die sensationelle Nachricht: Sechzehn der zweitausend Einwohner haben den Schneemenschen gesehen.

Im Prinzip ja oder Glühende Augen in einsamer Nacht

Lowosero empfängt uns ohne besondere Aufmerksamkeit. Schnell hat man sich hier an internationale Gäste und andere Schneemenschen-Experten gewöhnt. Als erstes gilt es, einen geeigneten Lagerplatz für die Expedition zu finden. Nach verantwortungsbewußtem Abwägen aller inhaltlichen Möglichkeiten sind Manfred Bofinger und ich uns einig: Das Hauptlager wird das Zimmer 19 des kleinen Dorf-Hotels sein. Hier sollen unsere schweren Umhängetaschen beruhigt stehen, während wir selbst uns auf den Fußweg machen zum Nebenlager Jagdgenossenschaft. Keine einfache Sache. Immerhin sind vier bis fünf gefährliche Straßenkreuzungen zu passieren, eine hölzerne Brücke will überquert sein, wie es sie nur einmal in Lowosero gibt, und mehrere Wegkrümmungen harren unser, von denen man nie weiß, wohin sie einen führen.

Als wir um 13.41 Uhr endlich die Genossenschaft erreichen, merken wir schnell: Der schwierige Marsch hat alle Mühen gelohnt. Wir treffen einen der Hauptzeugen der Schneemenschen-Affäre von Lowosero. Jegor Pawlow, 33, Jäger von Beruf. Zur Wahrheit ermahnt und hochnotpeinlich befragt, warum er so gehandelt habe wie er gehandelt hat, gibt Jegor Pawlow zu Protokoll: „Was sollte ich denn machen... Es ging ja alles so schnell. Der Schneemensch wurde plötzlich ausgesprochen aggressiv. Da riß ich das Gewehr hoch...“

„Aber Sie hatten doch auch einen Fotoapparat dabei. Haben Sie nicht zuerst versucht...“

„Ja. Äh ... Nein. Äh...“

„Was denn nun?“

„Im Prinzip ja. Es stimmt zwar, daß ich einen Fotoapparat dabei hatte. Aber ich habe ihn in meiner Aufregung im Boot liegengelassen. Außerdem war es dunkel...“

„Was heißt das?“

„Nun, die Dämmerung brach herein.“

„Aber Sie haben den Schneemenschen doch gesehen?“

„Im Prinzip ja. Ganz deutlich. Er stand keine zwanzig Meter von mir entfernt.“

„Wie sah er denn aus?“

„Das kann ich nicht sagen. Es war ja dunkel. Und sein Gesicht war durch Zweige verdeckt. Ich sah nur eine riesige Gestalt.“

„Was heißt riesig? Können Sie das exakter benennen?“

„Im Prinzip ja.“ (Der Zeuge reckt sich plötzlich, geht auf die Zehenspitzen, streckt die Arme gen Himmel.) „So ungefähr. Vielleicht zwei Meter dreißig. Oder einunddreißig.“

„Und er war aggressiv?“

„Ja. Seine Augen glühten. Und er stieß drohende Laute aus.“

„Wie klangen die?“

„Ungefähr so: Muuharrr, Muuuharrr. Ganz tief. Muuuharrr.“

„Gut. Was taten Sie weiter?“

„Ich hatte plötzlich schreckliche Angst. Deshalb riß ich das Gewehr hoch, legte an, wollte schießen. Aber ich konnte nicht!“

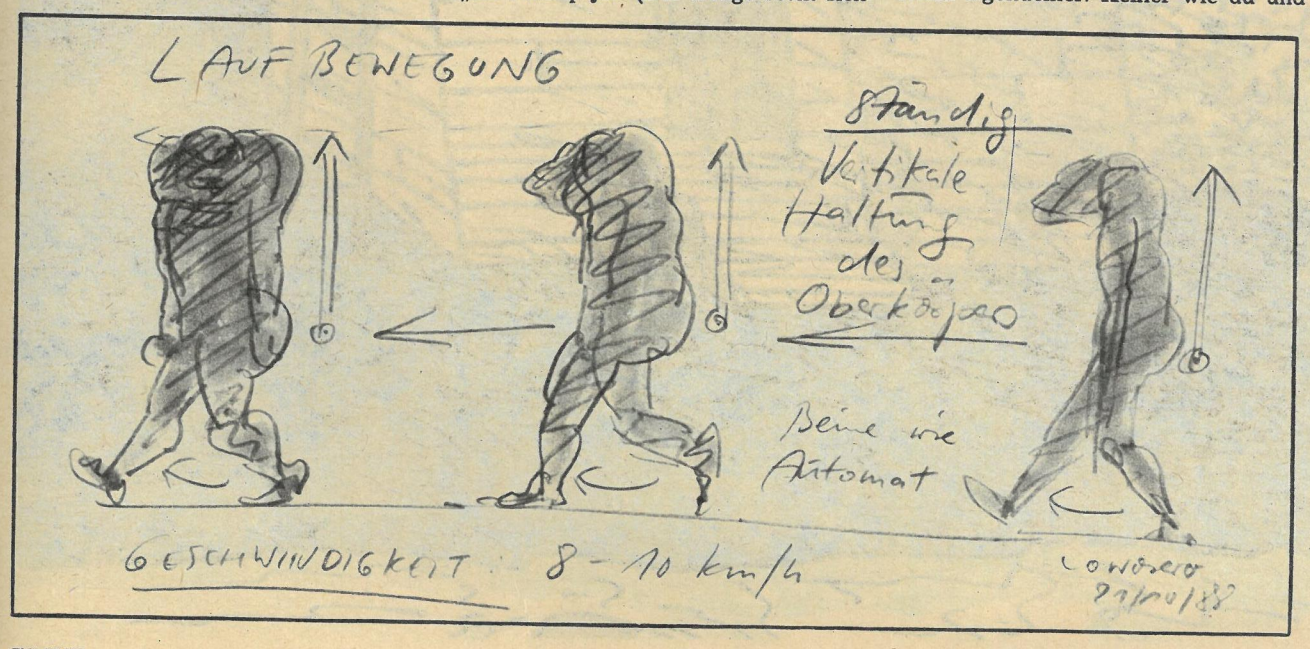
„Warum nicht? Sie sind doch ein erfahrener Jäger...“

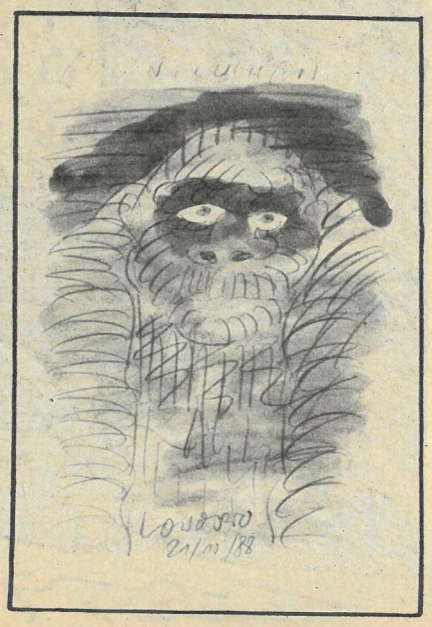
„Im Prinzip ja. Aber da war etwas anderes. Irgendwie spürte ich: Hier steht ein Mensch!“

Der Leser möge mir gestatten, das Protokoll an dieser Stelle erst einmal zu unterbrechen. Denn das ist ja immerhin ein Ding. Hier sagt uns einer ganz unverblümt die Wahrheit ins Gesicht. Ergreift Partei in einem Prozeß, der über Jahrzehnte die Menschheit bewegt. Es ist ein Prozeß, in dem es Verteidiger gibt und Zeugen. Sachverständige und Richter. Und Menschen, die dafür sind oder dagegen. Nur eines gibt es nicht: einen Angeklagten. Das macht das Verfahren so schwer. Denn immer, wenn man ihn fassen will, greift die Hand ins Leere. Nun also das Bekenntnis: Da stand ein Mensch!

Nicht irgendeiner. Keiner wie du und ich. Der Schneemensch höchstpersönlich. Vor Igor Pawlow. So nah und doch zum Greifen schwer.

Und es ist nicht nur Igor Pawlow allein, der den Yeti in Lowosero gesehen hat. Ich bin in der Lage und auch bevollmächtigt, der Öffentlichkeit weitere fünfzehn Zeugen kundzutun. Da sind zunächst die Jäger Michail Nikonow und Viktor Petrimow. Und dreizehn Jugendliche im Alter zwischen 15 und 18 Jahren. Nennen wir sie doch einfach beim Namen. Slawa und Roman Kowoljow heißen sie, Roman und Wladislaw Leonow, Sergej Sokolow war mit dabei, Sascha Swelis, Sascha Prichodshenko, sein Freund Slawa Surodin, Sergej Gurow natürlich, Iwan Diba, Shenja Trofimow und die Gebrüder Sascha und Wowa Dimko. Sie alle haben ihn gesehen. Doch was sage ich. Sie haben ihn ja nicht nur gesehen, sondern... Lassen wir einfach den 16jährigen Roman Leonow zu Worte kommen: „Wir haben da draußen vor Lowosero, ungefähr vierzig Kilometer von hier entfernt“, so erzählt er, „eine Jagdhütte, in der wir Jugendlichen einen Teil des Sommers verbringen. Die liegt direkt am Ufer des Sees. Wir angeln dort, gehen jagen, sammeln Beeren und Pilze. Und quatschen über Gott und die Welt. Eines Abends, es war der 10. August, bemerkte ich plötzlich, daß uns jemand vom Waldrand aus beobachtet. Also keine dreißig Meter weit entfernt. Anfangs war das nur so ein Gefühl. Der Abend senkte sich weiter





Versunken in Afonjas Fußstapfen

herab, und mir wurde unheimlich. Ich rief Slawa. ‚Du, hör mal', sage ich ihm, ‚ich glaube, wir werden von irgendeinem Heini beobachtet.' Slawa Kowoljow wollte mir erst gar nicht glauben. Schließlich waren wir ja mutterseelenallein in der Tundra. Andere Kumpels kamen heran, fragten, was los sei, und plötzlich trat eine riesige Gestalt aus den Bäumen hervor. Mit Augen wie Autoscheinwerfer. Sie glühten in der einsamen Nacht. Schreiend rannten wir ins Haus. Es war mucksmäuschenstill in der Hütte. Da hörten wir plötzlich Zweige knacken. Jemand ging ums Haus. Wieder Stille. Dann prasselten Steine gegen die Hütte. Wenig später Schritte auf dem Dach. Uns blieb das Herz stehen. Mehr passierte nicht in dieser Nacht.

Die Sonne des nächsten Tages erlöste uns von diesem Spuk. Können 13 Mann den gleichen Traum träumen? Der Schreck saß uns tief in den Knochen. Wir gingen baden und angeln, aber nie allein. Dann, mit Einbruch der Dämmerung, war er wieder da. Und nun sahen wir ihn deutlich. Nicht nur die Augen. Er stand zwanzig Meter von uns entfernt. Ganz ruhig. Ein Riesenkerl. Völlig behaart. Seine langen Arme hingen ihm bis in die Kniekehlen. Sein Kopf war irgendwie quadratisch. Das Gesicht frei. Kein Pelz. Und eigenartig: Er trug den Kopf vor der Brust. Nicht wie wir Menschen auf den Schultern. Und er gab leise Töne von sich. Ungefähr höhmmmm, höhmmmm, sagte er. Fast eine Stunde beobachtete er uns. Von nun an kam er jeden Tag. Nicht nur in den Abendstunden. Er tat nichts. Schaute uns nur zu. Und wurde immer zutraulicher. Da kam jemand auf die Idee, ihm einen Namen zu geben. Afonja. Jedesmal, wenn er auftauchte, riefen wir: Hallo, Afonja, altes Haus, wie geht's? Und er blökte nur immer ‚höhmmmm'. Am achten Tag aber passierte etwas, was die freundschaftlichen Bande zerbrechen ließ. Wie und warum das geschah, ist mir bis heute ein Rätsel. Jedenfalls waren wir auf dem Weg zum Boot, da unternahm Afonja einen regelrechten Angriff auf uns. Mit Gebrüll stürzte er auf uns zu. Teilte unsere Gruppe. Trieb die einen zum Boot, die anderen zurück ins Haus. Die, die zum Boot flüchteten, ließ er ziehen. Doch uns, die wir ins Haus wollten, verfolgte er. Ich erreichte als letzter die Hütte, hatte schon den Türgriff in der Hand, da rutschte ich aus. Wir hatten Fische geschuppt, und so war die Treppe glitschig. Blitzschnell zog ich mich wieder hoch. In dem Moment, wo ich die Tür zuziehen wollte, spürte ich, wie der Arm des Schneemenschen meinen Rücken streifte. Ich war wie gelähmt. Afonja belagerte jetzt regelrecht unser Haus. Er warf mit Steinen, trampelte auf dem Dach herum, Stunden später endlich kamen die Jäger, die unsere Leute mit dem Boot herangeholt hatten. Mehr kann ich beim besten Willen nicht sagen."

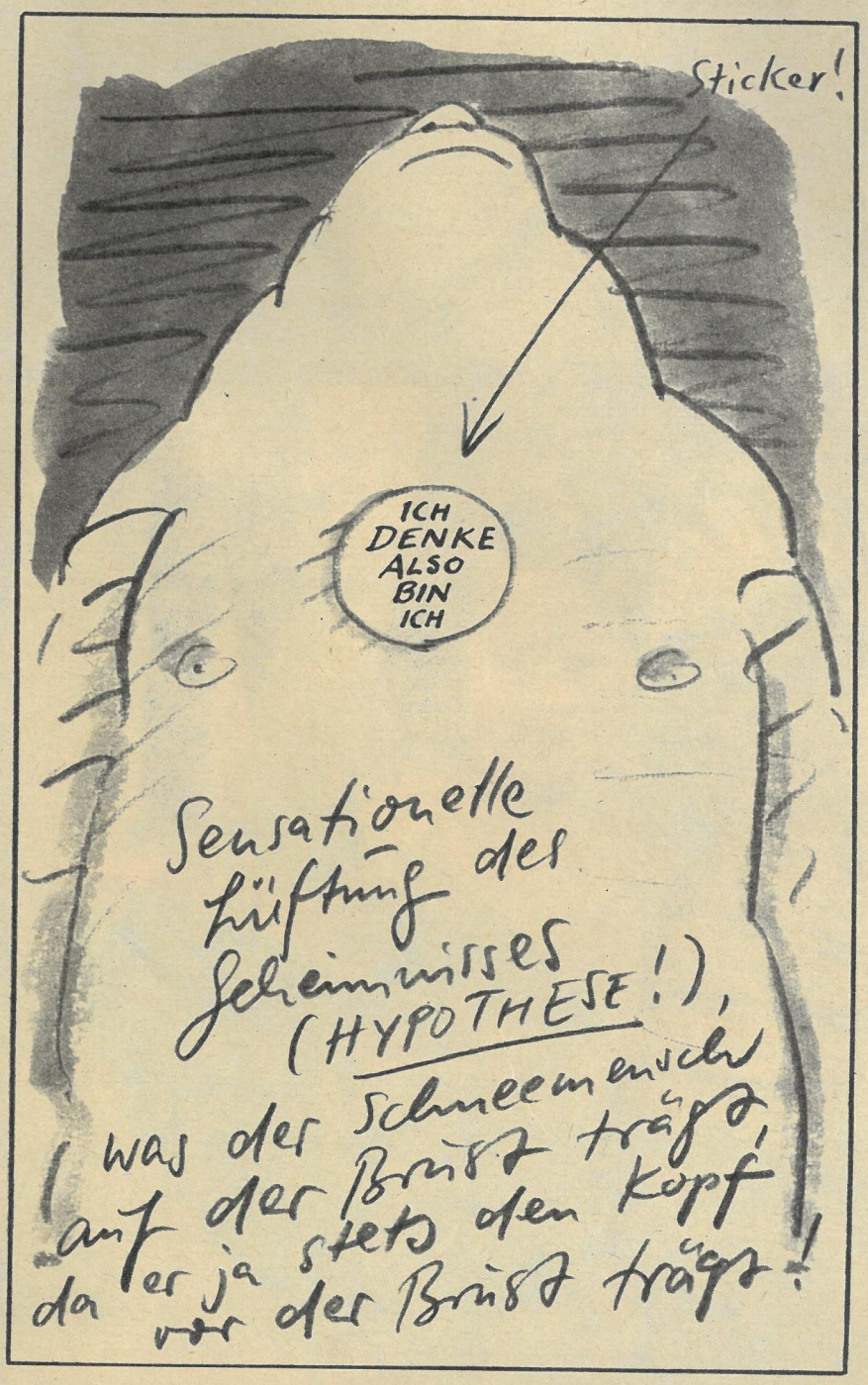
Der Stein des Beweises oder Beweise mir einer das Gegenteil

Obwohl unser Führer Leonid Jershow die Geschichte des Roman Leonow

wohl schon an die zwanzig Mal gehört hat, ist er fasziniert. Wir sind es auch. Mit gewissen skeptischen Vorzeichen.

Manfred Bofinger versucht sich sofort an Phantombildern. Fast zaghaft frage ich dann Roman Leonow, den der Arm des Schneemenschen gestreift hatte und der seither einer der Helden von Lowosero genannt wird: „Aber warum habt ihr nicht früher Erwachsene geholt? Ihr hattet doch Angst…“
Seine Augen, in denen sich eben noch Heldentum spiegelte, schalten um auf Empörung. Mit enttäuschter Stimme sagt er: „Das haben wir doch getan. Aber keiner wollte uns glauben.“ Und genau das ist das eigentliche Schneemenschen-Problem. Tausende Menschen in aller Welt haben den Yeti gesehen. Und doch gibt es immer wieder Nörgler, die sagen: Bringt uns Beweise. Vom Menschen wissen wir alles. Er hat beispielsweise 213 Knochen, 28 000 Muskelfasern, die Gehirnmasse des Mannes beträgt zwischen 1300 und 1500 Gramm, die der Frauen 125 Gramm weniger. Er ist Mitglied der Gewerkschaft oder nicht, ein guter oder ein schlechter Mensch, Mann oder Frau, doch was ist der Schneemensch? Ein Stück Knochen, ein Zähnchen nur, so bitten sie, irgendwas muß doch zu finden sein. Nun, Leonid Jershow hat Haare von ihm gefunden. Und Afonjas Fußstapfen. So groß, daß wir fast darin versunken wären. Und mehrere Haufen eines natürlichen Verdauungsvorganges, über den eine seriöse Zeitschrift nicht schreibt. All diese Beweise lagern zur Zeit im Gerichtsmedizinischen Institut der Moskauer Polizei.
„Doch leider kennen wir die Ergebnisse noch nicht“, sagt Leonid Jershow ziemlich traurig.

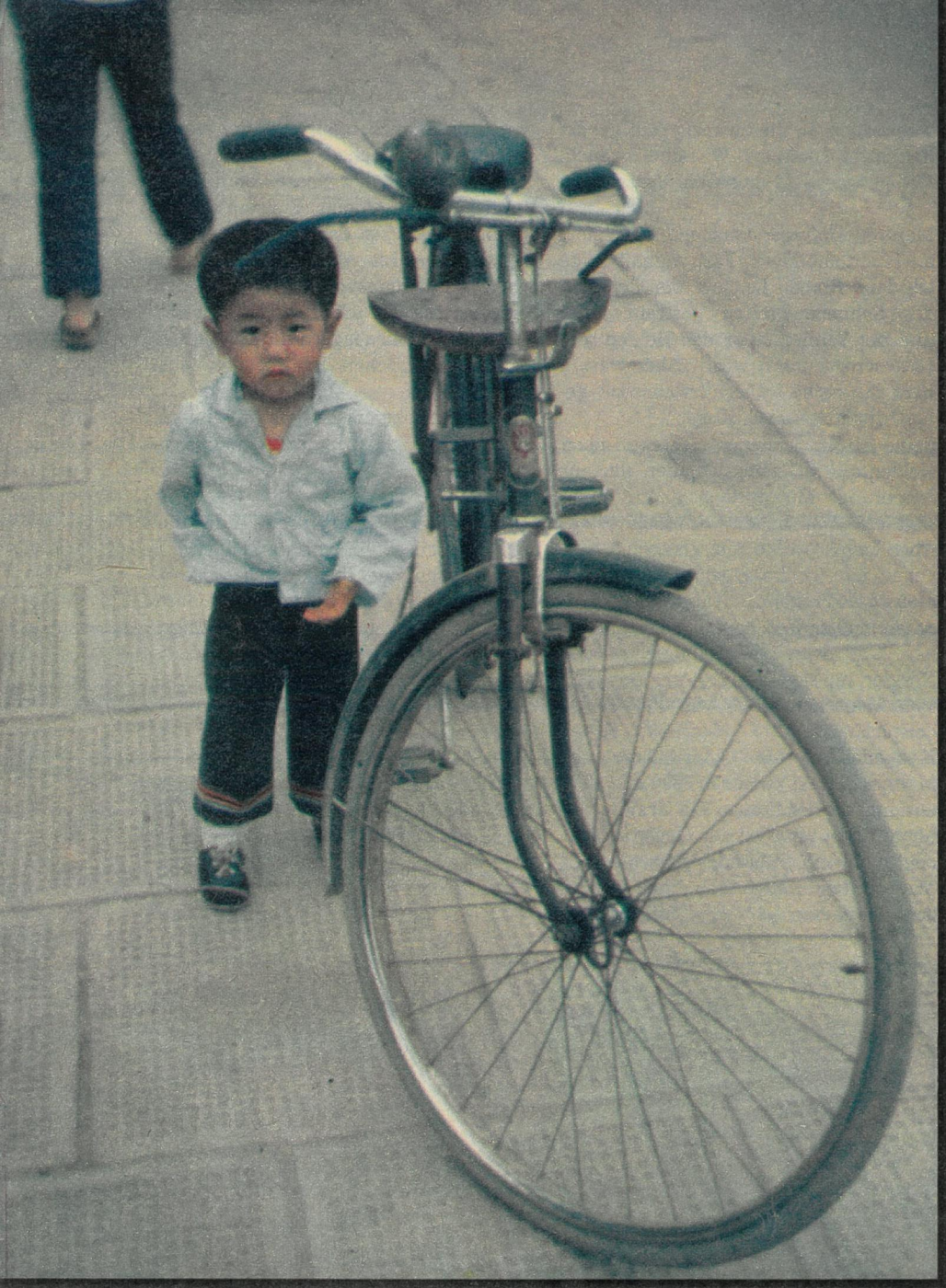
Und während er das sagt, fällt mir plötzlich ein Stein vor die Füße. Ich zucke zusammen, ducke mich, wo zum Teufel kommt der Stein her? Ist doch kein Mensch weit und breit. Und eingebettet in einen Windstoß höre ich deutlich ein höhnisches „Höööhmmm“. Sekundenbruchteile nur, aber deutlich. Dann ist alles vorbei. Ich stecke den Stein in die Tasche. Den Stein des Beweises. Er dient mir heute als Briefbeschwerer. Ich bin sicher, den hat mir der Schneemensch vor die Füße geworfen. Wer's nicht glaubt, beweise mir das Gegenteil!

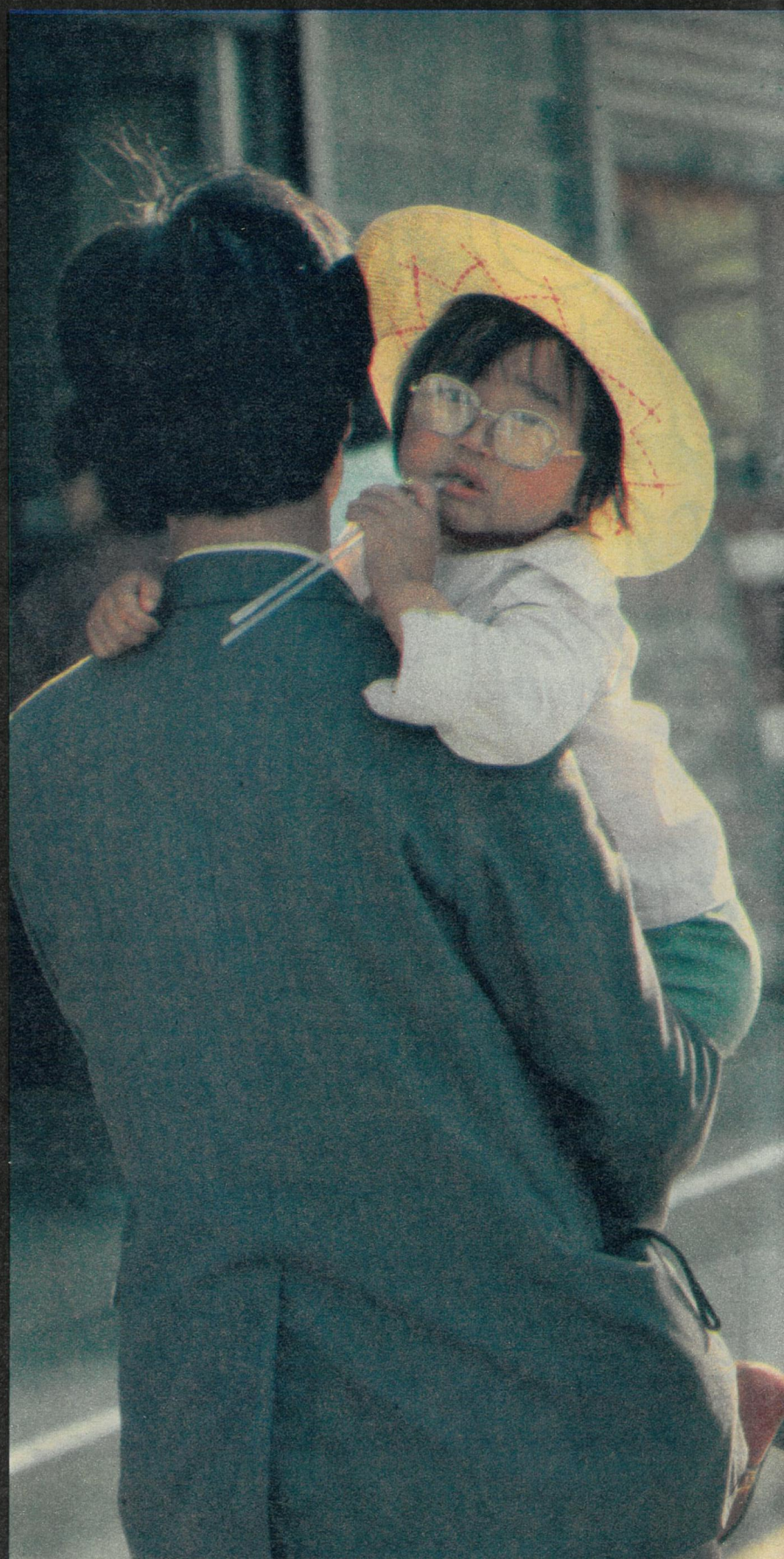


Uwe Kant

Ein-Kind-Kinder

Eine China-Reise-Nachlese
fotografiert von Detlev Steinberg





War der letzte Kaiser das erste Ein-Kind-Kind? Bei Betrachten von Bertoluccis Ausstattungsstück neulich im Kino konnten einen derartige mehr feuilletonistische Überlegungen anfliegen; der arme Kerl. Wenigstens stand ihm ja noch zeitweilig der große weiße Mann zur Seite, schottischer Gentleman und erquickende Erscheinung unter all den mehr oder weniger nichtsnutzigen Gelben. Nein, bei Kaisers war ja schon immer alles ein bißchen anders. Auch zur Zeit des letzten galt außerhalb der Palastmauern eine Raubbau-Regel, aus der Not geboren, die heute noch in vielen Ländern Asiens, Afrikas und Lateinamerikas in Kraft ist: möglichst viele Kinder, darunter möglichst viele Söhne, sind die einzige erreichbare soziale Absicherung des eigenen Lebensabends – oder weniger beschaulich, der Zeit der altersbedingten Unfähigkeit, sich selbst am Leben zu erhalten. Und niemand darf diesen Ärmsten unter den Armen der Welt

verargen, daß sie sich den Teufel darum scheren, über Generationen Raubbau an buchstäblich allen Ressourcen des Landes zu treiben, so lange eine kleine Oberschicht über Nacht viel mehr davon vergeudet.

Die Führung der Volksrepublik China hat das Problem nicht nur erkannt und mittels der jüngsten Volkszählung, die übrigens eine großartige administrative Leistung (auch das gibt es) darstellt, genau analysiert, sie stellt sich ihm mit großer Konsequenz und mit Maßnahmen, die nicht in jedem Fall populär sind. Ja, hält man sich nur weit genug entfernt von richtigen lebendigen chinesischen Kindern, hält man sich also etwa in unserem guten alten kleinen Europa auf, vermeidet so den Blick in all die schwarzen Augen unterschiedlichen Schrägheitsgrads, fällt es einem nicht besonders schwer, nicht einmal zur Weihnachtszeit, diese entzückenden Kinder auch einmal mit den Augen des sorgsamen Statistikers anzusehen. War die chinesische Bevölkerung in den siebenunddreißig Jahren von 1912 bis 1949 von 406 Millionen auf 542 Millionen Menschen angestiegen, so wuchs sie in den einunddreißig Jahren von 1949 bis 1980 um fast das Doppelte und erreichte die magische Milliarde. Bei annähernd anhaltender Tendenz und eingedenk einer kaum noch zu vergrößernden landwirtschaftlich nutzbaren Fläche von nur 11 Prozent des Territoriums müßte unabweislich eine Ernährungskatastrophe apokalyptischen Ausmaßes über das Land kommen. Die Ein-Kind-Ehe, die heute mit sexueller und gesellschaftlicher Aufklärung, mit Verhütungs- und mit sozialpolitischen Mitteln weitgehend durchgesetzt wird, auch bei Strafe geringeren Wohnraums, gestrichenen Kindergelds, geringerer Bildungschancen, gesellschaftlicher Ächtung und öffentlicher Kritik, die Ein-Kind-Ehe war in dieser Situation der Weisheit erster und letzter Schluß. Nur so kann die Bevölkerungszahl um die Jahrtausendwende bei ungefähr 1,2 Milliarden zum Stillstand kommen und von da mählich zurückgehen. Genau genommen genügt dafür eine statistische 1,7-Kind-Ehe. Aber manchmal widersetzt sich auch jemand den rechnerisch vernünftigen Forderungen, manchmal kommen Zwillinge zur Welt, und den nationalen Minderheiten bleibt die Kinderzahl ohnehin selbst überlassen. Hält man sich aber nicht weit genug entfernt von den richtigen lebendigen chinesischen Kindern, vermeidet man nicht den Blick in all die schwarzen Augen unterschiedlichen Schrägheitsgrads, sieht man ihnen zu beim Schreiben einer Mathematikarbeit, bei der Arbeit mit dem Wasserbüffel im Feld, beim Eisessen und beim Reisessen, beim Ausflug mit den Eltern, beim Spiel mit den Freunden, trifft man sie in den Museen, in den Kaufhäusern, vor den Garküchen, auf den Märkten und auf den Plätzen und auf allen Straßen und Höfen und in den Parks und

Ein-Kind-Kinder

einfach überall, dann entläßt man das Statistische und das Vernünftige gern für eine Zeit aus dem Gehirn. Oder doch nicht ganz; die Menge der Begegnungen erlaubt auch Verallgemeinerungen: chinesische Kinder machen einen gesunden und vergnügten Eindruck, sie sind gut ernährt, und vor allem in Städten sind sie auffallend gut gekleidet, leise in der Schule, laut auf dem Schulhof; gefahren werden sie in kleinen Wägelchen aus Bambusrohr, sobald der kleine Passagier sitzfähig ist, wird ihm ein Bänkchen in das Wägelchen gestellt, gefahren werden sie natürlich auch in jeder möglichen Weise auf dem Fahrrad, besonders komfortabel (wollen wir hoffen) in Fahrrad-Beiwagen mit Regendach und Klarsichtverkleidung. Putzig wird's, wenn am frühen Abend die Kleinen, die gerade das Laufen gelernt haben, von einem oft vierköpfigen Kommando Erwachsener, Eltern und Großeltern vermutlich, mit allen Anzeichen von Huldigung, Zuneigung, Geduld und Ergebenheit durch die Straßen geleitet werden, eine Republik von lauter kleinen Kaisern. Bei diesen sehr jungen Menschen beobachtet man eine zunächst irritierende, aber dann recht einleuchtende Eigentümlichkeit der Kleidung – die Hosen, wie soll man sagen, sie sind hinten, rückwärtig, geschlitzt bzw. nicht zugenäht, mit Absicht natürlich. Mit einer durchaus natürlichen Absicht. Ja. So wie man von einem sagt, er sei noch nicht recht trokken hinter den Ohren, ließe sich auch sagen, seine Nähte seien noch nicht zugenäht. Obwohl das doch etwas streng klingt.

Kinder sind ihren öffentlichen Erscheinungsformen nach und wohl auch nach ihren Neigungen kollektive Wesen. Kindergarten, Schule, Spiel, Sport – Jugendtanz erfordern und fördern Gemeinsamkeit. Zudem darf bedacht werden, daß der Wohnraummangel in China, die drangvolle Enge in den Häusern, die Wohnung zum Schlafplatz und zum Aufbewahrungsort macht, aber nicht zum abgeschotteten Bezirk, in welchem ein autonomes Familienleben praktiziert werden kann. So mag den Ein-Kind-Kindern Chinas ihre Singularität, ihre Geschwisterlosigkeit gar nicht so bewußt werden wie ihren Eltern, die die Einsicht Mühe kostet. Eine Härte bleibt aber keinem chinesischen Kind erspart: es muß lernen, mit Stäbchen zu essen. Und da sie keineswegs mit geschickteren Händen zur Welt kommen als zum Beispiel die thüringischen und die mecklenburgischen Kinder, liegen eine Menge Verwicklungen vor ihnen. Allerdings sind chinesische Eltern auch viel geduldiger.

Im nächsten Heft:

Heckert-Werker machen Geschichte

Die Karl-Marx-Städter Werkzeugmaschinenbauer sind dem Leben und Wirken Fritz Heckerts, Delegierter zum Gründungsparteitag der KPD vor 70 Jahren, verpflichtet. Mit moderner Automatisierungstechnik meistern sie den wissenschaftlich-technischen Fortschritt.

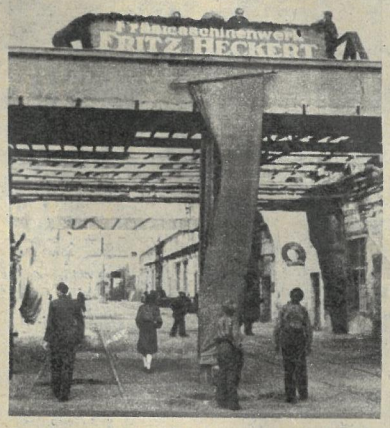


Foto: Archiv

Ein krankes Meer?

Jahrzehntelang sank unaufhörlich der Wasserspiegel des Kaspisees. Waren hier Klimafaktoren die Ursache, oder hatte der Mensch seine Hand im Spiel? Diese Frage widerspiegelt eines der vielen noch ungelösten Probleme des größten Binnenmeeres der Welt für die sowjetischen Ökologen.

Ein Mann des 26. Juli,

der Volksrevolution in Kuba, ist der Schriftsteller Lisandro Otero, den FREIE WELT zum 30. Jahrestag des Sieges der kubanischen Revolution vorstellt.

Der Gott, der keiner war

Er wollte kein Gott und auch kein Kaiser sein, der letzte Kaiser von China (im Foto als Kind). Wie sein Wunsch in Erfüllung ging, erzählt der Bürger Pu Yi in seiner Autobiographie, aus der FREIE WELT jetzt Auszüge druckt.

Foto: Archiv

Für aktuell notwendige Änderungen in ihren Ausgaben bittet die Redaktion um Verständnis.

FREIE WELT

Der Arme und die Schlange

MAI 1989

M	D	M	D	F	S	S
1	2	3	4	5	6	7
8	9	10	11	12	13	14
15	16	17	18	19	20	21
22	23	24	25	26	27	28
29	30	31				

JUNI 1989

M	D	M	D	F	S	S
			1	2	3	4
5	6	7	8	9	10	11
12	13	14	15	16	17	18
19	20	21	22	23	24	25
26	27	28	29	30		

Liebe Mädchen und Jungen!

Die FREIE WELT-Märchenserie – Text auf Seite 41 – macht euch mit Märchen aus der Sowjetunion bekannt. Wenn ihr die sechs Teile der Serie sammelt, könnt ihr euch am Ende einen Kalender basteln: die Schnur zieht ihr durch die beiden angedeuteten Löcher. Und wenn ihr jedesmal mitgemacht habt – das hier ist bereits die sechste Folge seit 1983 – dann habt ihr ein Märchenbuch, das immer dicker wird. In diesem Jahr machen wir euch mit Märchen von Völkern bekannt, die im Kaukasus wohnen.

Illustration: Horst Bartsch